

SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 03/2010

Institut für Wertewirtschaft

wertewirtschaft.org

scholien@wertewirtschaft.org

Bedienungsanleitung

Scholien sind lose Randnotizen in schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Der Leser weiß nicht, was ihn erwartet und darf sich überraschen lassen – beim Autor verhält es sich nämlich nicht anders. Bloß ein Motto picke ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel. Gelegentlich findet sich eine kleine Hochzahl im Text. Diese Endnoten sind direkt im Anschluß aufgeführt.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, die auch das Lektorat besorgt. Alle verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre griffen mir diesmal Oliver Stein, Johannes Leitner und meine neue großartige Mitarbeiterin Barbara Fallmann unter die Arme; Johannes überarbeitete zudem die Endnoten.

Inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, etc. bitte an scholien@wertewirtschaft.org senden, administrative Anfragen an info@wertewirtschaft.org. Besonders hilfreiche Einsendungen haben ab sofort die Chance, einen Forschungspreis des Instituts für Wertewirtschaft zu gewinnen (bis zu einer Unze Gold). Eine kleine Notiz kann dabei oft hilfreicher sein als ein langer Text. Nähere Informationen finden Sie unter: <http://wertewirtschaft.org/forschung/>.

Neu ist in diesem Semester ein Veranstaltungsformat im Geiste der Scholien: *jeden* Dienstag um 20:00 stelle ich im Institut neue Gedanken und Denker, Themen und Bücher vor, frage interessante Gäste aus und rege spannende Diskussionen im kleinen Kreis an. <http://wertewirtschaft.org/club/>.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben, würde ich mich freuen, wenn Sie meine Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien/>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Falls Ihnen ein höherer Beitrag möglich ist, nehme ich diesen dankend als Honorar an und fühle mich im wahrsten Wortsinne geehrt.

Zwecklos

Die ersten Scholien dieses Jahres schloß ich mit der Randnotiz, daß sie kein *end* hätten: kein Ende und keinen Zweck. Mehrere Leser waren so freundlich, mich zu ermuntern, daß meine Notizen doch alles andere als zwecklos wären. Einer bemerkte bloß kritisch, daß die Endlosigkeit ein Hamsterrad werden könnte; ob ich denn manch Schlüsse bewußt vorenthalte, um den Leser nicht zu verschrecken?

So sollte ich dieses unschuldige Wortspiel doch nochmals aufgreifen, um es näher zu erklären. Die Doppelbedeutung des englischen Wortes „end“ legt nahe, daß ein Werk in seinem Zweck sein Ende findet. Vielleicht ist es der allgemeinen Erfahrung geschuldet, daß es stets anders kommt als geplant; ich bin jedenfalls den Zwecken gegenüber skeptisch. Das ist mir der Luxus dieser Publikation: keinen fremden Zwecken *zu* dienen, schrieb ich. Ich habe freilich nichts dagegen, wenn ein Werk Zwecken dient – das ist schön; die Betonung lege

ich vielmehr auf die finale Konjunktion *zu*. *Finis* ist auch im Lateinischen Ende und Zweck zugleich. Soll sich eine Reise in ihrem Ziel erschöpfen? Zu sehr auf die Zwecke zu schießen, kann zu einem Diktat werden und damit die Zwecke zu Reißzwecken, die unser Handeln festnageln. Der deutsche Zweck kommt wie die Zwecke von einem alten Wort für Nagel. Mit einem solchen wurde früher das Ziel für Schießbewerbe markiert. Der Leser hat freilich schon längst die wiederkehrende Betonung des Bogenschuß-Zens erkannt. Insbesondere in Nummer 04/09 ging ich näher auf die zwecklose, aber sinnvolle Tat ein.

Nun ist es ein Zeichen der menschlichen Freiheit, daß unser Handeln final und nicht kausal bestimmt ist. Keine äußeren Ursachen zwingen uns zu einer Tat, bloß innere Gründe. Hier bietet das Englische wieder ein schönes Homonym (genauer: ein Polysem. Ein Homonym – zwei unterschiedliche Begriffe werden durch ein Wort ausgedrückt – entsteht durch lautliche Angleichung verschiedener Wortwurzeln. Unter Poly-

sem versteht man hingegen die semantische Differenzierung eines Wortes in mehrere Bedeutungen). Reason bedeutet Grund und Vernunft zugleich. Menschen haben Gründe für ihre Bewegung, Dinge haben Ursachen. Dieser Gedanke läßt sich aber auch übertreiben, indem man überall bewußte Gründe wittert. Womöglich bricht da die Sehnsucht nach etwas mehr causa und etwas weniger finis durch. Wieder erläutert das Englische das Dilemma: cause ist sowohl die Ursache als auch der höhere Sinn. „To have a cause“ meint, einem Prinzip mit Leidenschaft zu dienen. Der finale Mensch ist dazu verdammt, stets Zwecke abzuwägen, der Mensch with a cause weiß, was er zu tun hat.

Ein anderes, schon wieder englisches Wort, gehört zu diesem Begriffskatalog: purpose. Es bezeichnet das Ziel, aber ursprünglich in einer ganz anderen Konnotation als sie der Zweck trägt. Purpose ist zugleich der Sinn des Lebens. Hin zur modernen Übersetzung „Ziel“ mit der eher zweckorientierten Bedeutung hat der Begriff dabei einen interessanten Wandel durchgemacht. Das

Wort kam im 13. Jahrhundert über das Altfranzösische *porpos* ins Englische, das sich – wie *propose* – von *porposer* ableitet, was „vorschlagen“ und „annehmen“ bedeutet. *Porposer* käme, so lese ich, nicht vom lateinischen *proponere* (wie die *Proposition*), sondern von *pausare*: pausieren. Dies sei eine Wendung der spätlateinischen Rhetorik. Ich interpretiere diesen Hinweis so: Der Redner hält inne in einem Vorschlag, seine Rede ruht auf ihren Annahmen. Der *porpos* der guten Rede treibt diese nicht an, sondern gibt ihr die Muße und Ruhe. Das „Ziel“, das *purpose* ausdrückt, hat also wenig mit dem „Ziel“ zu tun, das als *goal* bezeichnet wird. Peter Drucker meint, daß nach und nach diese Differenzierung verschwand:

Aber unsere Vorstellung von *purpose* unterscheidet sich deutlich von jener des Mittelalters und der Renaissance. Deren *purpose* lag außerhalb des materiellen, sozialen, psychologischen oder philosophischen Universums, wenn nicht vollkommen außerhalb von allem, das der Mensch selbst sein konnte, tun konnte oder sehen konnte. Unser *purpose* liegt im scharfen Gegensatz dazu in den Konfigurationen

selbst; es ist nicht metaphysisch, sondern physisch, es ist nicht purpose des Universums, sondern purpose im Universum.¹

Drucker bezieht sich hier auf die traditionale Auffassung des „Ziels“, die ich mit dem Begriff „Zweck“ kontrastieren möchte. „Ziel“ in diesem Sinne liegt näher bei cause (Urgrund, Prinzip), Zweck näher bei effect (Ergebnis, Erfolg). Nach der traditionellen Lehre des Bhagavad Gita zu Beispiel, auf die ich schon in früheren Scholien näher einging, liegt das „Ziel“ (eigentlich: der Sinn) des Lebens darin, sein Werk (karma) im Einklang mit dem kosmischen Gesetz (dharma) zu tun, ohne irgendeinen Gedanken an die Ergebnisse („Zwecke“) zu verschwenden.

Teleologie

Genau das ist die ursprüngliche Bedeutung des altgriechischen τέλος und der Teleologie. Doch schon bei den Griechen und insbesondere Aristoteles ist die moderne Interpretation von Ende und Zweck angelegt. Aristoteles spricht etwa von der causa finalis, die causa und finis

vereint und in der Naturdeutung an einen etwas naiven Anthropomorphismus erinnert. Diese zweckmäßige Deutung der Natur löste eine berühmte Widerlegung durch Baruch Spinoza aus. Er nannte es das Vorurteil, von dem alle weiteren theologischen Vorurteile abhingen,

quod scilicet communiter supponant homines omnes res naturales ut ipsos propter finem agere, imo ipsum Deum omnia ad certum aliquem finem dirigere pro certo statuant [...]

daß die Menschen gewöhnlich annehmen, alle Dinge in der Natur handelten, wie sie selbst, um eines Zwecks willen, ja daß sie von Gott selbst mit aller Bestimmtheit behaupten, er leite alles zu irgendeinem bestimmten Zweck [...]²

Spinoza schreibt, als wolle er mit dem Bade des Animismus das Kind des Monotheismus ausschütten. Dabei fehlt aber eben die Differenzierung zwischen τέλος und Zweck, ohne die man auch Aristoteles nicht verstehen kann. Die aristotelische Ethik ist teleologisch, aber zweckfeindlich. Der Mensch solle sein ἦθος (Ethos) seinem τέλος (Télos) anpassen. Die Bedeutung

von Ethos habe ich zuletzt schon erklärt. Telos meint das „Wesen“, die „Natur“, das „Potential“ des Menschen. Dahinter steht die Vorstellung, daß jeder Mensch ein ihm eigenes Wesen habe, das in einem guten Leben zur Verwirklichung komme. Dieses Telos läßt sich nicht anstreben und erschaffen, es ist immer schon da, es wird bloß ent-deckt. Darum nennen die Griechen auch die Wahrheit ἀλήθεια (Alétheia), das Unverhüllte und Ent-hüllte. Der tugendhafte Mensch lebt dieser inneren Wahrheit gemäß und erfüllt damit die ihm „wesenseigene Tüchtigkeit“. Das ist das bereits erwähnte Ideal der ἀρετή (Areté), der Exzellenz im Leben des eigenen Telos. Eine mögliche Übersetzung dieses Telos ist „Berufung“. Eine Berufung ist auch ein Streben, aber dieses Streben hat einen ganz anderen Charakter als das Zweckstreben. Es ist ein Streben, daß mir paradoxerweise mehr kausal und weniger final erscheint. Hier stehe ich und kann nicht anders! Wenn sich der treue Leser an Erich Fromm erinnert, so möge er es als seine seins-bezogene Form des Strebens im

Gegensatz zu einer haben-bezogenen interpretieren. Aristoteles beginnt seine Nikomachische Ethik, die wir im Institut für Wertewirtschaft auf die Initiative meines Kollegen Eugen-Maria Schulak hin derzeit gemeinsam lesen, mit dieser teleologischen Einführung:

Jedes praktische Können und jede wissenschaftliche Untersuchung, ebenso alles Handeln und Wählen strebt nach einem Gut, wie allgemein angenommen wird. Daher die richtige Bestimmung von „Gut“ als „das Ziel, zu dem alles strebt“. [...] Als vollkommener aber bezeichnen wir ein Gut, das rein für sich erstrebenswert ist gegenüber dem, das Mittel zu einem anderen ist. Ferner das, was niemals im Hinblick auf ein weiteres Ziel gewählt wird gegenüber dem, was sowohl an sich als auch zu Weiterem gewählt wird. Und als vollkommen schlechthin bezeichnen wir das, was stets rein für sich gewählt wird und niemals zu einem anderen Zweck. Als solches Gut aber gilt in hervorragendem Sinne das Glück. [...] nehmen wir an, daß alles seine vollkommene Form gewinnt, wenn es sich im Sinne seines eigentümlichen Wesensvorzugs entfaltet, gewinnen wir schließlich als Ergebnis: das oberste dem Menschen er-

reichbare Gut stellt sich dar als ein Tätigsein der Seele im Sinne der ihr wesenhaften Tüchtigkeit.³

Zweckrationalität

Meine Skepsis gilt der übertrieben zweckrationalen Deutung des Handelns. Sie mag dem modernen Menschen angemessen sein, weil diese Betrachtung überall Motive und Interessen wittert. Vielleicht bin ich ja *auch* in dieser Hinsicht ein remnant. Das früher schon erwähnte Etikett von Albert J. Nock gefällt mir gut, ich übersetze es aber lieber nicht, weil es dann staubig oder gar nach *zurückgeblieben* klingt.

Es ist kein Wunder, daß eine moderne, nüchterne, „wertneutrale“ Betrachtung des Menschen zur Zweckrationalität neigt. Der größte Ökonom der Moderne, Ludwig von Mises, spricht diese Sprache:

Den Erfolg, den das Handeln herbeiführen will, nennen wir Ziel, Zweck oder Ende. [...] Streng genommen ist in letzter Linie Ziel, Zweck oder Ende immer die Behebung eines Unbefriedigtseins.⁴

Mises betont diesen Zugang kurz darauf nochmals, wenn er eine Lanze für die Schule Epikurs bricht:

Daß das Unbefriedigtsein die Triebfeder des menschlichen Handelns ist und daß sein Ziel die Abstellung des Unbefriedigtseins ist, das heißt die Erreichung eines Zustandes, in dem man wunschlos ist und nicht handelt, weil man eben voll befriedigt ist, haben schon Hedonismus und Eudämonismus gelehrt. In der ἀταραξία des Epikur mögen wir dieses Endziel erblicken, dem menschliches Handeln zustrebt, ohne es je erreichen zu können. Gegenüber der Großartigkeit dieser Erkenntnis verblaßt der Fehler, in den diese Schulen verfielen, wenn sie die Begriffe Lust und Unlust nicht formal faßten, ihnen vielmehr einen mehr oder weniger grobsinnlichen Inhalt gaben. Die Kritik hat nie vermocht, das Wesen dieser Lehren zu erschüttern, weil sie nie etwas anderes getan hat und tun konnte als – mit einiger Berechtigung – den Epikuräern die Nichtberücksichtigung der «höheren» und «edleren» Genüsse vorzuwerfen. Wenn heute der Eudämonismus noch immer mit dem Argument bekämpft wird, Ziel und Zweck des Lebens sei gar nicht das «Glück», so mag man Betrachtungen darüber anstellen,

wie vergebens die Bemühungen sind, Unbelehrbare zu belehren.⁵

Bei mir löste diese Betonung schon beim ersten Lesen vor mehr als einem Jahrzehnt Skepsis aus Ob nicht die Unzufriedenheit eher zur Tatenlosigkeit führt? Das scheint mir psychologisch plausibler. Je unzufriedener, desto eher würde ich mich treiben lassen, je zufriedener ich bin, desto mehr sprühe ich vor Tatendrang. Kann man wunschlos glücklich sein und trotzdem Taten setzen? Womöglich ist der in vollster Zufriedenheit Handelnde tatsächlich ein altertümlicher Gedanke. Mag das daran liegen, daß der Typus des Wunschlosen und Zufriedenen beinahe ausgestorben ist?

Dabei ist die ἀταραξία (Ataraxie) – das ist ein interessanter Widerspruch – selbst kein geplant anstrebbarer Zweck. Gemeint ist die Seelenruhe (wörtlich: Uner-schütterlichkeit), die man augenblicklich verliert, wenn man auf sie abzielt. Auch der Begriff Ἡδονή (Hedoné), so erklärte mir mein Kollege Eugen-Maria Schulak, würde als fleischliche Lust grob mißverstanden; nach

Epikur hätte er die Bedeutung eines gesunden Mittelwegs zwischen krampfhafter Lustfeindlichkeit und übertriebener Lustversessenheit. Es ist die Gelassenheit desjenigen, der im Lot mit sich und der Welt ist.

Spiele spielen

Solche Gelassenheit gewinnt man aber eben, so meine ich, durch ein stellenweises Loszwecken, Freizwecken oder Entzwecken – um einige Wörter zu gebären. Ein gutes Beispiel für das zweckfreie Handeln gibt der berühmte Kinderpsychologe Bruno Bettelheim, ein gebürtiger Wiener, der vor den Nazi-Sozis in die USA flüchtete. Bettelheim beschreibt das Kinderspiel als eine solche Form des Handelns:

Allgemein gesprochen, bezieht sich *Spiele*n auf die Aktivitäten des Kindes, die charakterisiert sind durch Freiheit von allen außer persönlich gewählten Regeln (die willkürlich geändert werden können), durch freilaufendes Wirken der Fantasie und durch die Abwesenheit aller Ziele außer der Aktivität selbst.⁶

Dafür bräuchte das Kind viel Spielraum – das deutsche Wort ist hier sehr treffend. Spielraum bedeutet nicht nur Raum zum Spielen, sondern auch Ausmaß der Freiheit:

nicht nur Raum, um seine Ellenbogen zu bewegen, sondern auch seinen Geist, mit Dingen und Ideen nach eigenem Belieben zu experimentieren, oder, um es umgangssprachlich auszudrücken, mit Ideen zu spielen. Die Biographien kreativer Menschen der Vergangenheit sind voll von Berichten über die vielen Stunden, die sie als Jugendliche am Fluß sitzend verbrachten, beim Denken ihrer eigenen Gedanken, beim Streunen durch die Wälder mit ihren treuen Hunden, beim Träumen ihrer eigenen Träume. Doch wer hat heute die Muße und die Möglichkeiten dafür?

Bettelheim kontrastiert mit dem Spielen (play) das Spiel (game), das einer späteren Entwicklungsstufe entspräche. Es handle sich dabei um einen Schritt der zivilisatorischen Disziplinierung:

Spiele sind jedoch üblicherweise konkurrenzbetont und charakterisiert durch vereinbarte, oft von außen auferlegte Regeln, durch das Erfordernis, die Utensilien der Aktivität auf

die Weise zu verwenden, für sie gedacht sind, und nicht wie es einem einfällt, sowie häufig durch ein Ziel, das außerhalb der Aktivität liegt, wie das Spiel zu gewinnen. Kinder erkennen früh, daß das Spielen eine Möglichkeit für reines Vergnügen ist, während Spiele beachtlichen Streß mit sich bringen können. Ein Vierjähriger fragte, als er mit einer unvertrauten Spielsituation konfrontiert wurde: „Ist das ein Spiel zum Spaß oder zum Gewinnen?“ (*Is this a fun game or a winning game?*)

Daß die Spiele anstelle des Spielens treten, sei zwar einerseits ein wichtiger Sozialisierungsprozeß, doch dürfe man ihn nicht übereilen und erzwingen. Daher kritisiert Bettelheim pädagogisches Spielzeug, das heißt Spielzeug mit einem *Zweck* außerhalb des Spielens und der Eigenzwecke des Kindes. Besonders „progressives“ oder „ökologisches“ Spielzeug fällt oft in die Kategorie. Weil es mit Zwecken überfrachtet ist, kann ein Kind nichts mehr Sinnvolles damit tun. Es handelt sich dabei eigentlich um Spielzeug für Eltern, denen die kriegerischen oder sonstwie genderbelasteten Präferenzen ihrer Kinder nicht behagen. Ein Kommentator auf der Stan-

dard.at, dem führenden Forum für Wiener Bobos, provoziert mit folgender Anekdote zu einem Artikel über „Künstler“, die Computerspiele mit soviel „Kreativität“ überfrachten, daß sie niemand mehr spielen will:

Das erinnert mich an eine Episode aus meiner Kindheit Ende der 70er, als eine Tante ihre temporäre Aufsichtspflicht dazu mißbrauchte, mich zu irgendeiner langweiligen Ökoveranstaltung mitzuschleifen, wo es u.a. Ökospielzeug gab. Da war eine ... natürlich aussehende langhaarige Tussi, die mich kritisch musterte und dann ein klobiges Holzding für mich aussuchte, das „zu ihm paßt“. Es hatte keine erkennbare Funktion, vermutlich sollte das meine „Kreativität fördern“. was meine Kreativität tatsächlich gefördert hat, war die Notwendigkeit, beim nächsten Besuch meiner Tante eine Ausrede zu finden, warum ich das Teil nicht mehr hatte.⁷

Irgendwann aber muß sich das Kind wohl den Spielregeln fügen. Nichts geschieht mehr „einfach so“ und „zum Spaß“, sondern steht im Dienste ernster Zwecke. Bruno Bettelheim hält dies für eine große Errungenschaft. Die Sehnsucht nach kindlicheren Formen habe

etwas Regressives und sei oft die Folge von Einschränkungen des Spielraums, die nicht entwicklungsgemäß seien. Mit der richtigen Pädagogik aber könne sich das Kind zu einem braven Bürger entwickeln:

Erst auf einer noch späteren Stufe – oft nicht vor der Pubertät oder sogar später – kann das Kind verstehen, daß Regeln freiwillig eingegangen werden, um das Spiel zu spielen, und keine darüber hinaus gehende Gültigkeit haben, und daß sie frei geändert werden können, solange alle Teilnehmer solchen Änderungen zustimmen. Demokratie auf der Grundlage einen frei verhandelten Konsenses, der erst dann bindend ist, nachdem er formuliert und akzeptiert wurde, ist eine sehr späte Errungenschaft der menschlichen Entwicklung, sogar beim Spielen von Spielen.

Dieses Konzept von Demokratie ist sehr häufig, hat aber nahezu nichts mit der Realität des Begriffs zu tun. Die moderne „Demokratie“ ist ein pädagogisches Projekt. Es ist müßig zu fragen, ob zuerst die infantilisierten Massen da waren und dann „Erziehungsberechtigte“ notwendig machten, oder umgekehrt. Die Infantilisierung der Bevölkerung und Paternalismus bedingen sich

gegenseitig. Natürlich ließe sich im Sinne Bettelheims den Kritikern der Gegenwart die regressive Natur ihrer Sehnsüchte vorwerfen. Ich gebe freimütig zu, daß es etwas Kindisches hat, sich nicht zu fügen und gewissermaßen Spielverderber zu sein. Bruno Bettelheim selbst macht aber deutlich, daß im Übergang vom Spielen zum Spiel zwei Extreme auftreten: einerseits die Wut über die Regeln, die den Verlierer dazu bringt, auf dem Spielbrett handstreichartig tabula rasa zu machen. Andererseits kommt es zur Überhöhung und Übertreibung der Regeln, die zur Wut über die kleinste Abweichung führen. Kinder in dieser Entwicklungsphase fühlen sich durch Regelbrecher persönlich angegriffen und beginnen oft vor Wut zu heulen.

Mir ist aufgefallen, daß Kinder zudem beim Übergang vom Spielen zum Spiel ein sehr interessantes Verhaltensmuster an den Tag legen, das zum Verständnis politischer Entwicklungen beitragen könnte. Auf dieser Entwicklungsstufe verstehen Kinder, daß das „erwachsene“ Spiel spezifische Regeln hat. Sie versuchen sich

also darin, ihr kindliches Spielen durch Regeln aufzuwerten. Dann erfinden Kinder Spiele – und das ist wirklich rührend. Ihre Spielregeln, mit denen sie „erwachsene“ Spiele imitieren, zelebrieren die Willkür. Die kleine Prinzessin, die einem mitspielenden Erwachsenen dann eine Rolle in ihrem ad hoc erfundenen Spiel zuweist, benimmt sich nämlich in der Regel wie die reinste Tyrannin. Solche Kinder-Spiele im Gegensatz zum Kinder-Spielen zeichnen sich durch minutiöse Vorgaben aus, die durch besondere Unduldsamkeit die Erwachsenenregeln nachahmen. Das „Spiel“ besteht meist darin, daß die Mitspieler jeden Befehl der willkürlich Regeln erlassenden „Spilleitung“ ausführen müssen: wer wo zu stehen hat, welche Handlungen geboten sind etc.

Infantile Massen

Ich halte Kinderpsychologie für eine gute Grundlage der Massenpsychologie. Massen verhalten sich interessanterweise im Kollektiv nicht unähnlich wie Kinder.

Freilich handelt es sich um kindische Monster, denen alles Liebenswerte fehlt. Der Psychologe Carl Gustav Jung beschrieb dies mit besonders scharfen Worten, die nach seinen Erfahrungen im letzten Jahrhundert verständlich sind:

Die Nationen — als die größten organisierten Gruppen — sind, psychologisch gesehen, schwerfällige, dumme und amoralische Ungeheuer, wie jene riesigen Saurier mit ihrem unglaublich kleinen Gehirn. Sie sind vernünftigen Argumenten nicht zugänglich, sie sind suggestibel wie hysterische Patienten, sie sind kindisch und launenhaft und hilflose Opfer ihrer Emotionen. Sie fallen auf jeden Schwindel, Schlagworte genannt, herein, sie sind in einem erstaunlichen Maße dumm, sie sind habgierig, rücksichtslos und von blinder Gewalttätigkeit wie ein Rhinoceros, das plötzlich aus dem Schlaf geweckt wird. Sie beharren auf jedem Unsinn, auf jeder Emotion und jedem Ressentiment und Vorurteil, weit über den psychologischen Moment hinaus, und sie lassen sich vom billigsten aller offensichtlichen Tricks hinters Licht führen. Die meiste Zeit bringen sie mit Träumen und primitiven Illusionen zu, die gewöhnlich als «ismen» herausgeputzt sind. Solange sie ungestört auf freiem Feld grasen können, sind sie schläfrig und

harmlos. Doch wenn die Nahrung knapp wird und sie anfangen, in benachbartes Territorium hinüberzuwandern und einzudringen, greifen sie zur Gewalt. Dann sind sie nicht davon zu überzeugen, daß der Mensch in vielen Tausenden von Jahren bessere Methoden entwickelt hat, und daß er als Individuum an Vernunft und Intelligenz glaubt.⁸

Das klingt schon viel zu hart, um die Analogie zum Kind aufrecht zu halten. Doch ich halte die Analogie für hilfreich, denn so lassen sich Unterschiede zwischen Kollektiven anhand der Entwicklungspsychologie diskutieren. Denn das Verhalten von Massen ist alles andere als einheitlich, was dagegen spricht, daß wir es auf der Ebene des Kollektivs mit bloßen Determinismen zu tun haben – der Massenmensch also gar nicht mehr anders kann als sich so zu verhalten. Was die Masse anspricht, ändert sich mit der Zeit. Dafür verwenden wir den Begriff Zeitgeist, ein so interessantes Konzept, daß auch im englischsprachigen Raum das deutsche Wort dafür verwendet wird. Der Zeitgeist hat seine Moden und Hypes, und er scheint auch seine Entwicklungsstufen zu haben, die man über die Analogie des

menschlichen Alters beschreiben könnte. Der Privatgelehrte Curtis Yarvin, der sich hinter dem Pseudonym Mencius Moldbug verbirgt, schreibt:

1933 konnte die öffentliche Meinung noch positiv beeindruckt werden durch kollektive Turnübungen und die Präsentation des Führerkonterfeis und von Adlern, die Blitze emittierten etc. etc. Nach heutigen Standards war die Öffentlichkeit von 1933 (sowohl in Deutschland als auch Österreich) ein siebenjähriger Bub. Die heutige Öffentlichkeit entspricht mehr einem 13-jährigen Mädchen [...], und seine Führung erfordert einen ganz anderen Tonfall.⁹

Nach anfänglicher Skepsis scheint mir dieser Vergleich nun doch nicht mehr so abwegig. Denn Repräsentanten dieser Masse, wie in Österreich Faymann oder die mittlerweile als ministrabel geltende Rudas – meine „Lieblinge“ – würde ich in der Tat am ehesten mit Mädels auf dem geistigen Stand von 13-Jährigen assoziieren. Goldig, aber furchtbar anstrengend. Wie „führt“ man 13-Jährige? Durch das Gewähren pseudo-permissiver Scheinfreiheiten, durch Verkumpelung – der Staat, dein

Freund und Helfer? Das Problem ist, daß sich die Masse Repräsentanten sucht, die ihrem eigenen geistigen Alter entsprechen und daher vollkommen ungeeignet sind, diese Führung glaubwürdig zu vermitteln. Eltern, die sich als cool anbieten, sind pubertierenden Gören tendenziell besonders verhaßt. Das ist ein faszinierendes Paradoxon. Das legt nahe, daß die Masse ihre Repräsentanten irgendwann zum Teufel jagen wird. Ich befürchte, daß die dann zu erwartende Nachfolge von 15-jährigen Burschen am Steuer der Staats-Titanic noch unangenehmer werden könnte.

Ob die Masse die Pubertät heil übersteht? Wir können uns jedenfalls auf eine turbulente Zeit einstellen, wenn im Sozialen tatsächlich die Phylogenese der Ontogenese nachfolgt. Dies wäre die Umkehrung folgender alter entwicklungsbiologischer Erkenntnis: Die Ontogenese, die Entwicklung des Einzelwesens, ähnelt in erstaunlicher Weise der Phylogenese, der Entwicklung der Gattung. Im Mutterleib scheint der Embryo die Entwicklungsgeschichte der Menschheit im Schnelldurchlauf

nachzuspielen. Zeigt die kollektive Phyle (griechisch für Stamm) eine Entwicklung, die der des Individuums ähnelt?

Viele Historiker deuten soziale Entwicklungsprozesse als Disziplinierungs- und Erziehungsereignisse. So wäre der Übergang vom Feudalismus zur Industriegesellschaft, ähnlich wie die Übergänge davor, ein schwieriger Lernprozeß gewesen. Oder, etwas härter ausgedrückt: Bei gesellschaftlichem Wandel besteht das große Problem der Re-Disziplinierung großer Bevölkerungsschichten. Interessanterweise spricht der Diskurs im Zuge der „Industriellen Revolution“ genau diese Sprache. Der pädagogische Unterton ist frappierend. Das moderne, totalitäre Schulsystem wurde in dieser Zeit geboren. Vorläufer der modernen Schulen waren wohl die Arbeitshäuser, bzw. Armenhäuser. Menschen, die von der gesellschaftlichen Entwicklung überrannt wurden, sollten zur Disziplinierung kaserniert werden. In diesen Anstalten sollten sie lernen, der neuen Gesellschaftsform gemäß zu funktionieren.

Das größte Problem beim Verständnis der Geschichte ist, daß es ungemein schwierig ist, sich in andere Zeiten hineinzudenken. Die Geschichte wird weitgehend falsch interpretiert, weil moderne Deuter unbewußt davon ausgehen, daß das Denken der Menschen, ihre Werthaltungen, Interpretationen und Reaktionen konstant wären. Tatsächlich würden uns Menschen aus einem gänzlich anderen historischen Kontext heute vollkommen verrückt vorkommen. Die Einstellung von Menschen auf einen veränderten Kontext ist daher stets mühsam und mit Opfern verbunden.

Ein kleines Beispiel: Anfang des 20. Jahrhunderts wurde in Nordamerika die Geschenkökonomie des Potlatch-Systems bei eingeborenen „Indianer“-Stämmen staatlich verboten. Dieses Phänomen habe ich schon in früheren Scholien näher erklärt. Das Kalkül war eine Disziplinierung der „Indianer“, um sie langfristig in eine industrielle Gesellschaft einzugliedern. Das klingt heute furchtbar kolonialistisch, war aber wohl aus der Sorge um zunehmende Konflikte gespeist. Der Umgang

der „Indianer“ mit Gütern erschien der europäiden Bevölkerung als verrückt und letztlich unberechenbar. Ein kleines Beispiel dafür liefert folgende Beschreibung von Erik Ritter von Kühnelt-Leddihn:

Im *Trading Post* Harry Gouldings verbrachte ich viel Zeit, nur um zu beobachten, wie sie einkauften und verkauften. Harry stand steif hinter seiner Theke, wartete und wartete geduldig. Da kamen die Männer schwerfällig und langsam herein, grüßten kaum, murmelten «*Ya teh*», setzten sich nieder und sahen vielleicht eine Viertelstunde schweigend durch die offene Tür ins Freie. Dann fingen sie leise und monoton zu reden an und erklärten schließlich, daß sie möglicherweise einen Stoff kaufen wollten. Harry breitete Stoffe aus. Sie wurden beäugt - lange, wortlos. So verging die Zeit. Nein, sagte da einer, er wolle keinen Stoff kaufen, lieber etwas ganz anderes, trat zur Theke und zeigte auf einen Gegenstand: «*Ta chibi*.» Das kostet wieviel? Soviel. Er legte das Geld auf die Theke, setzte sich, schwieg wieder, stand aber plötzlich auf und zog unter seiner Jacke eine schon gewobene, bunte Decke hervor und breitete sie aus. Der Händler legt vier Dollar darauf, doch der Handel ist nicht perfekt, solange der Kunde das Geld nicht nimmt.

Und er nimmt es nicht. Es wird Mittag, Harry sagt ihm, daß er gehen soll. Er trollt sich hinaus. Die anderen folgen ihm. Die Geldstücke bleiben auf der Decke... Um zwei Uhr macht Harry den Laden wieder auf, der Mann kommt zurück. Auch zwei Freunde. Er hat es sich überlegt, streicht das Geld ein. Setzt sich. Steht aber wieder auf und verlangt 8 Dollar. Harry geht in einen Nebenraum und bringt einen Silberschmuck mit Preiszettel. Darauf schreibt er addierend die 8 Dollar und reicht dem Kunden das Geld. Was war das? Der Silberschmuck, den er bei Harry nur verpfändet hatte, gehört dem Mann, aber nicht, weil er schlecht bei Kasse war, sondern weil er wollte, daß das Gehänge mit all seinen Geistern dauernd beim Händler wohne. Er bezog doch von ihm Waren, an denen die Geister des Händlers hingen, so daß hier ein übersinnlicher Austausch stattfand. Schließlich geht er. Manchmal wird ein «Handel» von der Nacht unterbrochen und daher hatte Harry neben seinem Laden eine Hütte gebaut, in der Kunden, die einen Kauf oder Verkauf sehr lange überlegen müssen, auch die Nacht verbringen können. *Time is Money* gilt hier nicht. Das Geschäft hängt dann von Träumen oder auch vom Flug eines Vogels ab, den die Kunden in der Frühe beobachten.¹⁰

Man kann sich leicht ausmalen, wie bei vollkommen unterschiedlichen Werthaltungen, Kleinigkeiten zu extremen Mißverständnissen und furchtbaren Konflikten führen können. Das Ziel des Potlatch-Verbots war also, die „Indianer“ zu produktiver Tätigkeit zu disziplinieren. Paradoxerweise war die Folge des Verbots genau das Gegenteil. Das moderne Denken würde davon ausgehen, daß die soziale Pflicht zu immer größeren Geschenken jeden Antrieb zu produktiver Tätigkeit zerstört – denn je mehr jemand hat, desto mehr ist er genötigt, zu verschenken. Tatsächlich versanken viele „Indianer“ erst nach dem Verbot in vollkommener Lethargie. Die Aussicht, große Geschenke zu machen, war für sie nämlich der Antrieb zu produktiver Tätigkeit – so wie das Geldverdienen für die Puritaner. Das Schenkverbot wirkte sich also so aus, wie sich auf moderne Amerikaner wohl ein Shopping-Verbot auswirken würde: sie arbeiten, um konsumieren zu können. Einer anderen Zeit und einem anderen Geist würde das mindestens genauso verrückt vorkommen.

Kindisch statt kindlich

Die „Indianer“ mögen dabei kindlich erscheinen. Doch genau dies meine ich nicht mit der beklagten Infantilität. Es gibt auch eine gänzlich unkindliche Infantilität. Die deutsche Sprache erlaubt hier eine wichtige Differenzierung, mit der ich den Widerspruch aufheben kann, einerseits dem Kinde zugetan zu sein und andererseits die Infantilität zu kritisieren. Man könnte etwa das kindische vom kindlichen Gemüt unterscheiden. Auch dem Kind kann man vorwerfen, kindisch zu sein, man kann ihm aber schwerlich den Vorwurf der Kindlichkeit machen. Kindisch nennen wir das Jungsche Rhinoceros im Porzellanladen der Gesellschaft, das zur Verantwortung und Rücksicht nicht fähig ist. Kindlich hingegen ist jene dem Kind eigene Seelenruhe, die noch nicht durch die „Realität“ zurechtgestutzt wurde. Kindlich ist die Neugier, das Vertrauen in das Gute, der spielerische Umgang mit der Welt, die Unabhängigkeit von allen Zwecken und Zweckmäßigkeiten.

Ich vermute, daß sich im Zuge vergangener Disziplinierungsprojekte Kindlichkeit und Kindischsein verschoben haben. Bis ins 19. Jahrhundert gab es in der Gesellschaft kaum eine Trennung zwischen Kindern und Erwachsenen. Die Abgrenzung der Kindheit begann bereits früher in der Oberschicht und setzte sich allmählich bis nach unten hin durch. Ivan Illich ist ein bedeutender Beobachter und Kritiker dieser Entwicklung:

Mit seiner Entdeckung der „Kindheit“ entwickelte sich die moderne Vorstellung des erziehungsbedürftigen Menschen, die den Kindern mit der „Fürsorge“ auch die ganze Bandbreite von pädagogischer Überwachung und Strafe einerseits und gesetzliche Strafunmündigkeit andererseits bescherte. [...] Bis ins vorige Jahrhundert wurde „Kindheit“ mit Hilfe von Hauslehrern und Privatschulen „hergestellt“ und blieb auf den Adel und vor allem das Bürgertum beschränkt. Erst die Entstehung der Industriegesellschaft ermöglichte die serielle Produktion von „Kindheit“, die nun für die Massen — ob sie wollten oder nicht — verfügbar gemacht werden

sollte. Das Schulwesen ist ebenso wie die Kindheit, welche es erzeugt, ein modernes Phänomen.¹¹

Es ist eine wichtige entwicklungspsychologische Beobachtung, daß Kinder sich besonders „kindisch“ verhalten, wenn ihr Status als Kind bedroht ist. Bettelheim berichtet vom Kind, das auf die Nachricht hin, daß ein Geschwisterchen erwartet würde, plötzlich regressives Verhalten an den Tag legt und sich wieder wie ein Kleinkind aufführt. Dahinter steht die Sorge, die Aufmerksamkeit und Liebe der Mutter an das Neugeborene abtreten zu müssen. Ich halte es für plausibel, Ähnliches auf gesellschaftlicher Ebene zu erwarten. Kindisches Massenverhalten könnte eine Reaktion auf die Verdrängung der Kindlichkeit sein. Die „Erfindung des Kindes“, wie sie Illich beschreibt, ist ja zugleich eine Entkindlichung des Erwachsenen. Dies macht neue Alibis erforderlich: Der „Erwachsene“ muß seine kindlichen Sehnsüchte hinter besonders ernsten Zwecken verstecken. Über das bissige, kindische Massenmonster könnte man also lakonisch sagen: es will nur spielen!

Demokratie-Spiele

Psychologisch ist es sehr plausibel, bei einer regellosen Einschränkung des Spielraums regressive Reaktionen zu erwarten. Dies habe ich anhand einer Diskussion von Neurosen schon in früheren Scholien angedeutet. Interessant ist, daß die klassischen Definitionen der Tyranis meist auf die Verhunzung von Spielregeln hinauslaufen. Je erratischer sich Papa Staat verhält, um so größer wird die Sehnsucht nach einer ganz kindlichen Vorstellung dieses Papas. Die einen reagieren mit regressivem Eskapismus, die anderen mit regressiver Überhöhung und Vergötzung. Wie soll man auch die erwachsene Gelassenheit gegenüber den Regeln gewinnen, wenn die „Spielregeln“ widersprüchlich, ständig wechselnd, grotesk und tabuisiert sind? Ist die zunehmende Infantilität der Bevölkerung ein stummer Schrei nach Liebe?

Man macht es sich zu einfach, denjenigen, die im modernen Institutionengefüge nicht gut „funktionieren“,

eine Rückständigkeit nachzusagen. Aus diesem Konflikt zwischen dem Anspruch der Institutionen und dem realen Menschen speist sich all die Hybris und Ungeduld der Sozialingenieure und Gottspieler. Jene, die sich an die Regeln klammern und jene, die am liebsten tabula rasa machen wollen, sind sich spinnefeind und markieren zwei entgegengesetzte Extreme – in Wirklichkeit sind sie sich so ähnlich. Bettelheims Beobachtung, daß diese Verhaltensreaktionen beim Kind Hand in Hand gehen, ist eine bedeutende Erkenntnis. Es könnte sich um einen Schlüssel handeln, um die ideologische Polarisierung zu verstehen und aufzuheben, die schon das letzte Jahrhundert auf den Kopf gestellt hat und in diesem nur noch Polarisierung ist – ohne Ideologie und damit auch gänzlich ideenlos.

Die gesamte Moderne ist dadurch gekennzeichnet, ein existentielles Vakuum durch ernstzunehmende Spiele füllen zu wollen. Ernüchtert sitzt die Abendgesellschaft um den Tisch, wischt sich die Tränen des Zorns und Schmerzes aus den Augen, und ersehnt nichts stärker,

als daß man sich endlich wieder auf ein Spiel und dazu gehörige Spielregeln einigen könnte. Aber wer will mit Spielverderbern noch spielen? Nur ein gemeinsames Spiel könnte die Wunden heilen, doch eben diese lassen es nicht zu. Diese Gesellschaft bringt die zum Spielen nötige Kindlichkeit nicht mehr auf. Jeder, der ein Spiel vorschlägt, macht sich verdächtig, doch wieder bloß Zwecke im Sinn zu haben, die den anderen schaden. Einer will Trost zusprechen, ein Spiel sei doch nur ein Spiel, man dürfe es nicht so ernst nehmen – und damit macht er es bloß noch uninteressanter. Wenn man es nicht ernst nehmen darf, warum sollte man es dann überhaupt tun? Man müßte den spiellosten, verzweckten und verzwickten Ernst auch als eine destruktive Art von Spiel erkennen und den gelassenen, guten Ernst im Spiel wiederfinden – aber das paßt nicht gut zusammen. Es bleibt nur der Zynismus, sich über jedes Spiel lustig zu machen, und ein vollkommen vernünftiges, das heißt bitterernstes Spiel mit künstlichen Regeln zu ersinnen. Ganz wie das Kind an oben beschriebener Entwick-

lungsstufe neigt dieser Versuch ganz unvermeidlich zur Tyrannis. Die Spielregeltyrannen vermeiden angestrengt jede Kindlichkeit und verhalten sich auf diese Weise entsetzlich kindisch.

Kinder beim Spielen entfalten eine rührende Ernsthaftigkeit. Sobald es „nur noch ein Spiel“ ist, verliert es an Bedeutung. Bruno Bettelheim kritisiert dieses elterliche Abwiegen und Lächerlichmachen der ernsthaften kindlichen Tätigkeit. Der Papa kann jetzt nicht spielen, er muß arbeiten. Denn die Arbeit ist ernsthaft und zweckhaft, das Spiel *nur* zum Spaß, eben zwecklos. Dem Kind hingegen wird meist ganz selbstverständlich die Unterbrechung des Spiels abverlangt, wenn vermeintlich Wichtigeres ruft, auch wenn es genauso ernsthaft darin versunken ist wie die Eltern in ihre weltlichen Zwecke.

Ich schrieb an früherer Stelle von der Sehnsucht, das Leben mit der Ernsthaftigkeit eines Spiels zu führen. Es ist doch eine interessante Beobachtung, daß auch Erwachsene ihre Spiele oft gewissenhafter betreiben als

ihr Leben. Im Spielen liegt und gedeiht die Kultur, darum sprechen wir auch vom Musikspiel und vom Schauspiel.

Die Erziehungsberechtigten der Gegenwart sind schon ungeduldig mit uns Kindern, sie läuten zum allerletzten Spiel. Es soll an die Stelle aller lächerlichen Spielerei treten, die vernünftigsten Regeln haben; zweifelsfrei hat es die vielversprechendste Verpackung. Jeder kann mitmachen, versprechen sie, und wenn die Begeisterung ausbleibt, so wird präzisiert: jeder *muß* mitmachen! Denn es ist ein pädagogisches Spielzeug, ohne das wir in unserer Entwicklung zurückbleiben würden – so warnen sie. Die Erziehungsberechtigten meinen es ja nur gut. Dieses letzte Spiel soll die Demokratie sein. Doch damit ist nicht zu spaßen! Der amerikanische Rechtshistoriker Harold Berman erkennt den kulturellen Charakter jener letzten großen Spiele:

Die liberale Demokratie war die erste große säkulare Religion in der westlichen Geschichte – die erste Ideologie, die sich vom traditionellen Christentum trennte und gleichzei-

tig von diesem seinen Sinn für das Heilige und einige seiner wichtigsten Werte übernahm. Doch als säkulare Religion sah sich die liberale Demokratie sehr bald einem Konkurrenten gegenüber: dem revolutionären Sozialismus. Und als nach einem Jahrhundert revolutionärer Aktivität in ganz Europa der Kommunismus schließlich 1917 in Rußland die Macht ergriff, hatten seine Lehren die Heiligkeit einer autoritativen Offenbarung und seine Führer das Charisma von Hohepriestern angenommen. Außerdem hatte die kommunistische Partei einerseits die Vertrautheit und andererseits die Strenge eines Mönchsordens. Es ist kein Zufall, daß während der Säuberungen nach dem Zweiten Weltkrieg treue europäische Kommunisten zu sagen pflegten: „Es gibt kein Heil außerhalb der Partei.“¹²

Diese Beschreibung ist richtig, aber mißverständlich. Denn Berman schreibt von einer ganz anderen „liberalen Demokratie“ als der heutigen. Die Wörter „liberal“ und „Demokratie“ haben nämlich in der Zwischenzeit ihre Bedeutung um nahezu 180 Grad geändert. Die moderne „liberale Demokratie“ ist die allerletzte Versprechung, nachdem auch die konsequente Übertreibung des Demokratismus im Sozialismus seine Ver-

sprechen nicht hielt. Bruno Bettelheim setzte wie so viele große Hoffnungen in das Überbleiben eines letzten großen Spiels nach dem Wahnsinn des 20. Jahrhunderts. Doch ein Spiel, das so vieles leisten soll, muß notwendigerweise zu ernst genommen werden.

Denn das ist das große Dilemma: Gibt es kein Gesellschaftsspiel, das jeder potentielle Spieler hinreichend ernst nehmen könnte, löst sich die Gesellschaft auf. Nimmt man das Spiel jedoch zu ernst, zerstört man es erst recht. Ich möchte die Analogie nicht überdehnen. Doch in gewissem Sinne wird jedes gesellschaftliche Arrangement so wie jedes Spiel dem nüchternen Zyniker als Fiktion erscheinen. Und doch gibt es hier einen schmalen Grat von Spielen, die beim Befolgen der Regeln, die immer etwas Willkürliches haben, friedliches Spielen nachhaltig ermöglichen, gegenüber solchen, die man entweder nicht ernst nehmen kann oder zu ernst nehmen muß, sodaß sie Zwietracht stiften. Ein kritischer Biograph von Bettelheim nagelt ihn auf folgender Aussage fest:

Wir müssen anhand von Fiktionen leben – nicht nur, um im Leben Sinn zu finden, sondern um es überhaupt erträglich zu machen.¹³

Dieser Biograph, Richard Pollak, bemüht sich nachzuweisen, daß es sich bei Bruno Bettelheim um einen pathologischen Lügner handle. In seinem Leben stimme kaum etwas, alles seien grandiose Fiktionen gewesen.¹⁴ Dies scheint übertrieben. Was Bettelheim jedoch für die „größte Errungenschaft der Menschheit“ hält, halte ich wiederum für das, was ich immer wieder nach Frédéric Bastiat *die große Fiktion* nenne. Was sich zu ernst nimmt, kann man nicht mehr ernst nehmen. Mir steht aber auch nicht der Sinn danach, die Sehnsucht nach Konsens, nach vermeintlich unwillkürlichen Regeln, an die sich alle halten, weil sie alle ändern können, lächerlich zu machen. Diese Sehnsüchte sind verständlich und notwendig. So verständlich und notwendig, wie die regressive Kritik daran.

Hier geht es mir um ein Plädoyer für eine vergessene Tugend: gelassene Ernsthaftigkeit. Diese Art der

Ernsthaftigkeit bewahrt sich die Kindlichkeit im besten Sinne. Es handelt sich um einen Aspekt der erwähnten Ataraxie. Nach der aristotelischen Tugendlehre wäre diese lebensfrohe Ernsthaftigkeit das rechte Maß zwischen der Unfähigkeit, irgend etwas ernst zu nehmen, und dem Tödernen, der dem Leben die Luft nimmt. Diese Tugend sehe ich prototypisch im Spielen ausgedrückt. Darum ist es für mich auch ein Ideal, im Leben immer mehr Spielraum zu finden. Nach der obigen Definition bedeutet dies eben eine Entzweckung von Lebensbereichen.

Deutlich wird dieser Gedanke anhand der Unterscheidung von Arbeit und Freizeit. In der Freizeit fühlt man sich frei von äußeren Zwecken, es ist die Zeit des Spielens. Den Job hingegen machen die meisten nur aufgrund von bestimmten Zwecken, brauchen diese Zwecke als Entschuldigung dafür. Die wirklich Glücklichen würden das, was sie tun, auch ohne äußeren Zweck tun. Auch wenn sie kein Geld damit verdienen. Sie würden sogar dafür bezahlen, es tun zu *dürfen*. Und wenn sie

der letzte Mensch auf Erden wären, sie würden es tun. Wer diese Einstellung hat, kennt die künstliche Unterscheidung zwischen Arbeit und Freizeit nicht. Das Berufsleben wird zum Spiel.

Das klingt einfacher als es ist. Spiele können sich eben stets auch als gefährliche Illusion herausstellen. Das können nicht-spielerische Aktivitäten aber auch, und bei letzteren wittere ich eben eine noch größere Gefahr. Es kommt kaum vor, daß sich Kinder, die Superheld oder Pilot spielen, einen Hang hinunterstürzen. Auch wenn sie in ihr Spiel mit einer solchen Ernsthaftigkeit vertieft sind, daß es ihnen wesentlichlicher als die Alltagsrealität erscheint. In den Tod stürzen sich Wahnsinnige, die eben einen Todernst an den Tag legen.

Ich habe zudem die Vermutung, daß dasjenige, was auch ohne Zweck bestehen kann, seinen Zwecken besser gerecht wird. Aus der Tat, die den Erfolg anstrebt, erfolgt dieser selten. Die Tat, die den Ruhm sucht, erscheint nur als unrühmliche Ruhmsucht. So ist es auch beim Schreiben. Gefällige Autoren gefallen nicht.

So meine ich das mit den „zwecklosen“ Scholien: keine Angst, ich spiele nur! An die Stelle der Kindlichkeit tritt nämlich zunehmend ihr genaues Gegenteil. Dieses Gegenteil ist die Angst. Angst ist die Unfähigkeit, sich in der „realen“ Welt ein kindliches Gemüt zu erhalten. Wie kindisch!

Schreiberlinge

Verzweckte Autoren schreiben ganz verkrampt der Anerkennung, der Bezahlung, der Beeinflussung wegen. Der Schreiblehrer Robert McKee nennt gefällige Autoren „hacks“. Dafür gibt es auf Deutsch keine schöne Entsprechung; hier ist es für den Literaten, was der „quack“ (Quacksalber) für den Mediziner ist. Ein „hack“

ist ein Schreiberling, der sein Publikum überdribbelt. Wenn er ansetzt zu schreiben, fragt er nicht, was ihm selbst am Herzen liegt. Er fragt, wonach der Markt verlangt. Der *hack* blickt auf sein Publikum herab. Er glaubt, er ist etwas Besseres. In Wahrheit hat er Todesangst vor seinem Publikum, genauer: er hat Angst, vor ihnen authentisch zu sein, er hat

Angst, das zu schreiben, was er wirklich fühlt oder glaubt, was er selbst für interessant hält.¹⁵

Das ist keine Kritik am Markt, sondern an der übertriebenen Marktorientierung – die meist ein Hinweis auf Marktbeengung ist. Die schlechtesten Verkäufer sind jene, deren jede Tat und jedes Wort ganz offensichtlich nur dazu da ist, etwas zu verkaufen.

Schreiben, das kein Spielen mehr ist, also ohne äußere Zwecke niemals unternommen würde, ähnelt dem öden PR-Gewäsch, mit dem wir heute überflutet werden. Die „Professionalität“ der Textproduktion ruiniert den Text. Ich habe nichts gegen Professionen, bloß, wie ich bereits ausführte, etwas gegen eine Zweckrationalität, die sich gegenüber Dilettanten und Amateuren zu ernst nimmt.

Ähnliches sehe ich im Bereich der wissenschaftlichen Textproduktion. Im Versuch, die Wissenschaftlichkeit als äußeren Zweck des Wirkens immer weiter nach oben zu schrauben, ging diese fast vollkommen verloren. Heutige papers (wissenschaftliche Artikel) sind so

verzweckt, daß sie keinerlei Freude mehr bereiten. Damit können sie auch keine Neugierde mehr auslösen, sondern töten sie ab – etwas Unwissenschaftlicheres gibt es kaum. Freunde, die mir von ihren Universitätsarbeiten erzählen, sind meist peinlich berührt, denn es genügt schon ein wenig Mimik von meiner Seite, um ihre eigenen schlummernden Zweifel zu wecken. Die Zwecke, die Wissenschaftlichkeit gewährleisten sollen, führen zur Produktion von Unsinn. Man braucht „Ergebnisse“, darum „Daten“, darum Reduktion auf Meßbares, darum Konzentration auf Einzelaspekte, darum unrealistische Annahmen.

Auch der zweite Aspekt, den ich eingangs wiederholte, um ihn nochmals zu erklären, verleidet das sinnhafte Schreiben. Nämlich, nicht nur des Zweckes wegen, sondern auch mit dem Ende vor Augen zu schreiben. Das ist das Gebot jedes Zeitungsartikels. Zwar ist es eine Kunst, kurz und prägnant zu schreiben. Doch es ist kein Selbstzweck und erfordert einen geeigneten Kontext.

Die Abgeschlossenheit des Kommentars paßt nicht gut mit der heutigen Erwartungshaltung zusammen. Die Aufnahmefähigkeit wird immer geringer, die Erwartung jedoch immer größer. Am besten solle man die Weltformel in eine Zeile packen, garniert mit einem attraktiven Bild. In einer Welt zweckhafter Erwartung bei geringer Geduld macht das journalistische Schreiben keine Freude. Journalistisch ist, wie das französische Wort es meint, der Tagesbezug.

Das Aktuelle ist noch mehr mit Zwecken überfrachtet, weil es dem heutigen Menschen relevant scheint. Damit ist auch jeder Tages-Schreiber unter dem Generalverdacht, der Zwecke wegen zu schreiben. Der Kommentar hat Motive und Interessen. Verstärkt wird dies dadurch, daß der Zeitungskommentar nach einer festen Zeichenzahl zum Schluß kommen muß. Und das Aktuelle läßt sich eigentlich nur von einseitigen Ideologen abschließend beurteilen, ihnen ist es stets Bestätigung. Mit der Abgeschlossenheit eines Textes wird er wägbare und sogleich mit den Gewichten verdächtiger Zwecke

aufgewogen. Der Abschluß des Textes erlaubt die Frage: was uns will der Autor sagen? Heute meinen wir unbewußt: wie will uns der Autor manipulieren? Was sind seine Zwecke? Was ist seine Position?

Hinzu kommt die Verwirrung der Sprache und des Denkens unserer Zeit. So läßt sich in Kürze eigentlich nur allegorisch schreiben. Die *klare* Aussage, die man sich wünschen würde, ist daher in der Regel bloß eine Fiktion. Natürlich läßt es sich kurz und klar schreiben. Doch das geht zu Lasten der Gültigkeit. Angesichts der Polarisierung und des Schubladendenkens wirkt die Kürze meist als Verkürzung.

Dies diskutierte ich kürzlich heftig mit dem berühmten österreichischen Journalisten Andreas Unterberger, der bei uns im Institut für Wertewirtschaft zu Gast war. Bei ihm handelt es sich womöglich um einen der letzten Journalisten der alten Schule. Unterberger versteht sich als bürgerlich und wertekonservativ, sodaß er oft in Opposition zu jenen Schreibern steht, die eine „linkere“ Agenda verfolgen. Einst führte er die Redaktion der

Tageszeitung „Die Presse“, die das Überbleibsel einer früher weltbedeutenden Zeitung (Neue Freie Presse) ist. Offenbar unter dem Eindruck des Konkurrenzblattes „Der Standard“ wurde Unterberger damals unsanft gegen ein neueres, flexibleres, moderneres Modell ausgetauscht, einen gewissen Fleischhacker, damit das Blatt im Wettkampf um Bobo-Leser besser „positioniert“ wäre. Der marktfreundliche Unterberger wurde so aus einer vermeintlichen Marktlogik heraus seines Postens enthoben. Das Kalkül ging freilich nicht auf. Der Versuch, einem imaginären Publikum nach dem Mund zu schreiben, scheiterte. Michael Fleischhacker, der mir als Opportunist erscheint, besann sich daher bald darauf, doch weiterhin wirtschaftsliberal anzudecken, damit die Zeitung nicht noch ihr letztes Quentchen Profil verlöre.

Andreas Unterberger wurde dann unter dem Regime Wolfgang Schüssels, als die ÖVP kurz damit taktierte, mit wirtschaftsliberalen Betonungen politische Erfolge zu erzielen, als Chefredakteur der Wiener Zeitung

bestellt. Die Wiener Zeitung war ebenfalls einmal ein Blatt von Weltrang, der junge Carl Menger schrieb dort. Es handelt sich um die älteste Zeitung der Welt, die bis heute erscheint. Sie befindet sich im Staatsbesitz und lebt von verpflichtenden Anzeigen zur behördlichen Verlautbarung.

Während seiner Ägide lud mich Andreas Unterberger mehrmals ein, in der Wiener Zeitung zu schreiben. Ich habe fast immer abgelehnt, mein Kollege Eugen-Maria Schulak hat dort jedoch eine regelmäßige Kolumne angenommen. Unter dem Wirken Unterbergers wurde das staatliche Blatt so zum staatskritischsten Organ in der österreichischen Presselandschaft. Welche Ironie! Es war aber freilich nicht zu erwarten, daß das lange anhalten würde. Auf die Intervention von Bundeskanzler Faymann hin wurde Unterberger vor Vertragsende abgesägt, was der Republik teuer kam. Doch Unterberger war der Medienstrategie des neuen Kanzlers im Weg: Durch massive staatliche Werbebudgets und Subventionen werden alle bedeutenden Medien einge-

kauft. Wer in Österreich noch Tageszeitung liest, ist aber auch selbst schuld.

Andreas Unterberger ist erschüttert darüber und sieht die Demokratie am Ende. Die freie Presse habe nämlich seiner Meinung nach eine wichtige Funktion als „Wächter der Demokratie“ und Korrektiv. Ein bekanntes Argument, das mir aber nach zu viel wishful thinking klingt. Natürlich liegt es nahe, daß gute Journalisten allerlei Untaten der Machthaber aufdecken könnten, und die Presse somit ein ständiges Druckmittel wäre, die Politiker zu ehrlichem Verhalten zu drängen. Das klingt aber zu gut, um wahr zu sein. Einige wenige Journalisten gibt es noch im Land, die selbst recherchieren und nicht bloß Pressemeldungen abschreiben. Sind das die letzten Wächter der „Demokratie“?

Als ob die aufgedeckten Skandale und Bereicherungen von besonderer Bedeutung wären! Die Aufdeckergeschichten, die das Publikum interessieren, daher marktfähig sind – also den Journalisten ihren Lebensunterhalt ermöglichen – beziehen sich in der Regel auf vollkom-

men Nebensächliches: Affären, Nepotismus, Korruption. Das charakterliche Versagen der Politiker ist heute das geringste Problem. Ich würde sogar so weit gehen und vermuten, daß charakterschwache Politiker weniger Schaden anrichten als starke Charaktere mit großen und vermeintlich guten Ambitionen. Wer mir von der heutigen „Demokratie“ erzählt und ihrer Gefährdung, den nehme ich ohnehin nicht ganz ernst. Bei Andreas Unterberger, den ich sehr schätze, weil er wohl wirklich einer der letzten echten Journalisten ist, habe ich immer ein wenig das Gefühl, daß er glaubt, die Probleme unserer Zeit liegen allein daran, daß die „falschen“ an der Macht sind, nämlich „Linke“ anstelle von „Bürgerlichen“. Das halte ich für eine Illusion.

Aber bei Andreas Unterberger stelle ich doch über die Jahre eine gewisse Ernüchterung fest, die ihn glaubwürdiger macht. Bei unserem Gespräch im Institut sprach er offen aus, daß eigentlich nur noch Lügen herauskommen, sooft ein Politiker den Mund aufmacht – und zwar auch und insbesondere, wenn er off the

record spricht. Das sei überhaupt eine geschickte Strategie, um dümmere Journalisten zu manipulieren: ihnen Lügen als geheime, nur ihnen persönlich offenbarte Wahrheiten zu verkaufen.

Auch was unser Wirtschaftssystem betrifft, ist Unterberger mittlerweile viel nüchterner. Vor einigen Jahren noch hat er mich dafür belächelt, dem Thema Geld so viel Wichtigkeit beizumessen, so apokalyptische Thesen zu formulieren und so (ganz unbürgerlich) „radikal“-systemkritisch zu sein. Zuletzt gestand er mir schon zu, daß wohl das „allermeiste“ richtig sei, was ich zur Ökonomie schreiben würde – das klingt ja schon ganz anders! Ich vermute, es fehlt auch nicht mehr viel, bis der einst glühende EU- und Euro-Verfechter in dieser Hinsicht jedes Pathos verliert. Ich habe mich schon vor vielen Jahren mit ihm darüber gestritten, daß er hier die Dynamiken ignoriert. Aktuell tritt auch genau das ein, wovor ich damals warnte: der Euro ist im freien Fall.

Das sei nicht als Süffisanz mißverstanden. Aber es bestätigt mich doch darin, vor einigen Jahren dem Ta-

gesgeschehen den Rücken zugekehrt zu haben. Die Abgeschlossenheit der täglichen Schlagzeilen verunmöglicht es nahezu, Dynamiken zu erahnen, wenn man sich nur auf das Geschehen konzentriert. Als Journalist hat man jeden Tag mehr Lügen und Dummheiten der Politik zu kommentieren als man verarbeiten kann. Um nicht zum Zyniker zu werden, kann man dies immer nur als einzelne Ausreißer auf sich einprasseln lassen. Denn wirklich konsequente Schlüsse läßt eine Zeitung kaum zu: sie ist als Journal unvermeidlich ein Organ des Status Quo. Sollte es stimmen, daß die Mehrheit der Leser in Illusionen lebt, die Mehrheit der Politiker nur Schauspieler sind, die Mehrheit der Institutionen gekippt sind, die Mehrheit der Journalisten ahnungslos sind, was sollte da in der Zeitung stehen? Wer sollte es schreiben? Wer würde es lesen wollen? Was macht der beste Hofberichterstatter an einem Hof, der sich als Fata Morgana herausstellt? Er müßte seine Profession aufgeben oder zum Hofnarren werden.

Nachfrage nach Journalismus

Ich halte die Wächterfunktion für einen viel zu großen Zweck, der dazu führt, daß sich Journalisten womöglich zu ernst nehmen. Heute werden sie für drei Funktionen honoriert; wenn sie diese nicht erfüllen, dann müssen sie auf ihr Honorar verzichten – und das heißt in einer materialistischen Zeit eben auch auf ihren Beruf. Diese drei Funktionen bestehen a) vis-à-vis der Politik in der Inszenierung derselben, b) vis-à-vis den Medienkonsumenten in der Unterhaltung, c) vis-à-vis den Werbekunden in der Schaffung von Alibi-Inhalten, in die man die Inserate einpacken kann. Es gibt kaum Bürger, die eine Zahlungsbereitschaft für eine angebliche Wächterfunktion durch Journalisten an den Tag legen. Ich würde es auch ganz generell einem Journalisten gar nicht zutrauen, diese Funktion zu erfüllen. Ein Berichterstat-ter wacht nicht, er verkündet. Wer in der Redaktion einer Tageszeitung beschäftigt ist, hat schlicht zu wenig Muße, um über den Tag hinreichend weit hinauszubli-cken. Das sage ich nicht, weil ich Anlaß hätte, auf

Journalisten abschätzig hinunterzuschauen. Man muß sich eben entscheiden, welche Schwerpunkte man setzen möchte. Man mag einwenden, daß der gute Journalist doch recherchieren würde. Ja, dann ist er eben ein *chercheur* – französisch für Forscher. Als Journalisten verstehe ich aber nicht jemanden, der viel forscht und das dann gelegentlich in Zeitungen publiziert. Ein Journalist ist per Definition ein Berichterstatter des Tagesgeschehens.

Die Politschauspieler unserer Tage sind auf Journalisten genauso angewiesen wie die Popstars. Ohne Journalismus wäre die Inszenierung der heutigen Politik nicht möglich. Journalisten sind also heute in ganz umgekehrtem Sinne „Wächter der Demokratie“. Die tabuisierte tyrannische Pseudo-Demokratie unserer Tage braucht die Journalisten als tragende Säulen. Die Journalisten wachen darüber, daß im Geist der Menschen die inszenierte Politik einen Bereich füllt, der ja groß genug ist, um deren maßlose Ansprüche zu legitimieren. Diese Aufmerksamkeitsbewirtschaftung ist

„Spam“. Die Schlagzeilen sind genauso allgegenwärtig wie die Werbung und töten ebenso die Muße. Wie die Werbung dienen auch die Schlagzeilen in unserer zweckrationalen Zeit Zwecken. Und es ist reichlich naiv anzunehmen, daß diese Zwecke in einer Wächterfunktion lägen.

Der erste Zweck liegt wie gesagt in der Legitimierung der Politik, indem die Aufmerksamkeit hin zu Polit-schauspielern umverteilt wird. Der zweite Zweck liegt im Einfangen von Aufmerksamkeit, um sie an Werber weiterzuverkaufen. Schlagzeilen mit ihrer künstlichen Abgeschlossenheit und aufgeblasenen Wichtigkeit eignen sich dafür besonders gut. Der dritte Zweck liegt in der Unterhaltung. Menschen kaufen keine Tageszeitung und sehen keine Nachrichten, um sich zu bilden. Das sagen sie vielleicht, ihre demonstrierten Präferenzen sehen ganz anders aus. Daran ist auch nichts Schlechtes. Medien unterhalten. Die Tageszeitung beim Frühstück, die Nachrichten beim Abendessen sind Unterhaltungsformate. Die aufgeblasenen Quali-

tätszeitungen haben das nicht rechtzeitig erkannt und wurden daher weitgehend vom Boulevard verdrängt. Schlagzeilen sind jedoch leider eine besonders schlechte Form der Unterhaltung. Denn irgendwann kommen die Medienproduzenten ganz unbewußt darauf, daß Unterhaltung keine Wahrheit erfordert. Journalismus produziert heute nur noch von der Realität inspirierte Fiktion. Die Schlagzeilen sind immer häufiger reine Erfindungen.

Eines der übelsten Machwerke, über das ich mich schon einmal ausgelassen habe, ist die Zeitung „Österreich“. Der geschäftstüchtige Herausgeber biedert sich an die Politik, von der er Subventionen erhofft, und den niedrigsten gemeinsamen Nenner der Masse, der er Werbung und Abos verkauft, an. Vor einiger Zeit, als ich dieses Machwerk wieder einmal aus Masochismus in Händen hielt, sah ich dort das Foto eines guten Freundes inmitten eines minutiösen Berichts über dessen vermeintlichen Selbstmord. Der „Journalist“ schrieb so, als wäre er dabeigewesen, eine Info-Grafik zeigte das

komplexe Tötungsgeschehen ganz detailliert. Zum Glück stellte sich nach einem ersten Schreck schnell heraus, daß das Foto durch eine unglaublich schlampige Google-Recherche den Weg in die Zeitung gefunden hatte und mein Freund wohlbehalten war. Als ich kürzlich wieder zufällig das Bild eines anderen Freundes im Bericht über dessen tragischen Tod fand, glaubte ich kein Wort und schrieb ihm eine joviale Nachricht. Die traurige Antwort von Angehörigen auf meine Nachricht bestätigte in diesem Fall leider, daß die Nachricht in diesem Fall wahr gewesen war. Hier liegt das größte Problem in der Fiktionalisierung des Journalismus: man weiß nicht mehr, was man glauben darf, und glaubt gar nichts mehr. Peter Drucker erkannte dies deutlich, als er schrieb:

Kommunikation ist immer Propaganda. Der Sender will immer „etwas rüberbringen“. Propaganda ist, wie wir heute wissen, sowohl deutlich mächtiger als es die Rationalisten mit ihrem Glauben an „offene Diskussion“ annehmen, als auch deutlich weniger mächtig als es die Mythologisierer der Propaganda wie etwa Dr. Goebbels im Nazi-Regime

glaubten und uns glauben machen wollten. Tatsächlich liegt die Gefahr der totalen Propaganda nicht darin, daß die Propaganda geglaubt wird. Die Gefahr ist, daß nichts geglaubt wird und jede Kommunikation suspekt wird. Am Ende wird überhaupt keine Kommunikation mehr angenommen. Alles, was jemand sagt, wird als Forderung aufgefaßt, löst Widerstand und Widerwillen aus und wird im Endeffekt gar nicht mehr angehört.¹⁶

Den meisten Medienmachern war das bislang auch ziemlich egal. Wie ich in den letzten Scholien klagte, sind die Inhalte bloß Mittel für andere Zwecke. Für den modernen Medienmacher ist nicht einmal die Unterhaltung ein Telos, sondern Werkzeug. Ich habe nichts gegen Unterhaltung, nur gehen all die Halbherzigkeiten und die heuchlerische Ernsthaftigkeit an den falschen Stellen auf Kosten des Ernstes, wo es auf ihn ankäme.

Mittlerweile kann die Zerstörung der Kommunikation durch zu wenig ernsthaftes Augenmaß bei ihrem Einsatz und zu viel pseudo-ernsthafte Übertreibung auch die Medienmacher und Journalisten nicht mehr kalt

lassen. Ihre Lebensgrundlage bricht ihnen nämlich gerade weg, und ich weine ihr keine Träne nach. Die Einnahmen der klassischen Medien befinden sich im freien Fall. Andreas Unterberger wies darauf hin, daß die Frankfurter Allgemeine Zeitung nur noch 3-6 Seiten mit Inseraten füllen könne, während dies zuvor 100 Seiten waren. Kaum eine Zeitung schreibt keine Verluste. Wenn man die Zahlen betrachtet, dann stellt sich die Frage, warum es überhaupt noch Massenmedien im Druck gibt. Erklärbar ist das nur durch massive Bankkredite und Investoren, die sich keine finanzielle Rendite, sondern Einwirkung auf die Blattlinie erhoffen. Da ist mir die gute, alte Geldgier noch lieber, auch wenn deren kurzfristige Variante sicher nicht unschuldig daran ist, daß moderne Massenmedien in ihrer Existenz auf die Blasenwirtschaft angewiesen sind.

Tagwerk

Daß der Kommunikation mißtraut wird, trifft am meisten den Meinungsjournalismus. Dabei ist der vermeint-

liche „Faktenjournalismus“ keinesfalls besser. Trotzdem interessieren auch mich selbst keine Kommentare mehr. In der Regel braucht man nur zu wissen, woher der Kommentar kommt, um schon zu ahnen, in welche Richtung er gehen wird. Vertreter von Interessensgruppen vertreten ihre vermeintlichen Interessen, und wer sich unabhängig dünkt, folgt meist irgendeinem Ideologieschnitt. „Linke“, die ewig „gegen rechts“ schreiben und daher allerlei „Rechte“ imaginieren müssen, bekommen hin und wieder einen Happen hingeworfen von „Rechten“, die gegen „links“ schreiben – letztere wurden aber schon relativ erfolgreich aus den Massenmedien verscheucht. Noch gibt es ein paar „Liberale“, vorwiegend Neokonservative, die diese Funktion des Unterhaltungswerts wegen erfüllen dürfen und sollen.

Weniger verdächtig als das Theoretisieren über die Politik erscheint die Praxis, darum bilden die politischen Medien heute eine verschwindend kleine Gruppe neben den unzähligen Magazinen über Mode, Kochen, Autos, Sex, Computer, Wohnen usw. Es ist seltsam,

daß es hier bei den Tageszeitungen noch anders aussieht. Die Online-Ausgaben von Tageszeitungen verschieben sich jedoch schon sehr deutlich in Richtung Lifestyle-Magazine.

Das mag man beklagen, dabei handelt es sich aber bloß um die Korrektur einer vorübergehenden Verwirrung. Vor hundert Jahren wurden Tageszeitungen von einem kleineren Teil der Bevölkerung gelesen, die Leser fragten jedoch primär Information nach. Interessanterweise war der Umfang politischer Meldungen jedoch geringer! Das Weltgeschehen wurde in der Regel knapp auf einer Seite oder weniger zusammengefaßt. Wesentlich mehr Platz nahm die Berichterstattung über Gesetzgebung, Gerichtsverhandlungen, öffentliche Veranstaltungen, Ausschreibungen etc. ein. Die Berichte waren zum Teil von einer langatmigen Detailliertheit. Das ist kein Wunder. Die Bürger, die Information nachfragten, sahen sich beflissen, eine eigene Meinung über wichtige Geschehnisse in ihrem Gemeinwesen zu bilden. Dazu mußten eben beispielsweise die Aussagen bei Gerichts-

versammlungen möglichst getreu wiedergegeben werden.

Paradoxerweise nahm der Umfang der Zeitungen und der Anteil der Berichte über das Weltgeschehen in gleichem Maße zu wie sich das Bedürfnis der Leser hin zur Unterhaltung verschob. Heutige Journale zeigen eine vollkommen unangebrachte Gewichtsverlagerung. Der „Tag“, für den sie geschrieben sind, hat sich weit von der Lebensrealität der Menschen entfernt. Das größte Gewicht haben die am weitesten entfernten Politspektakel, das Lokale findet nur noch im Kuriositätenkabinett der „Chronik“ Platz, hernach kommen Nachrichten über große Aktiengesellschaften und gefälschte Statistiken, sodann nationalistischer Massensport, der die Stelle der einstigen Kriegsberichterstattung einnimmt. Interessant ist eben, daß die Ausweitung dieser Ressorts nicht dem Informations- sondern dem Unterhaltungsbedürfnis geschuldet ist. Dabei verschwanden aber frühere Unterhaltungsformate aus den Qualitätszeitungen in Richtung Boulevard und

Magazine, wie etwa der Fortsetzungsroman. Belletristik, Kreuzworträtsel, Witze sind aber sicherlich kultiviertere Formen der Unterhaltung als Greuermeldungen.

Die vermeintliche inhaltliche Breite und geographische Weite der Meldungen soll den Horizont der Leser erweitern, so die euphemistische Deutung dieser Veränderung. Tatsächlich erhält man einen größeren Horizont dadurch, daß man eine höhere Warte einnimmt, nicht dadurch, daß man aus allen Himmelsrichtungen mit Meldungen überhäuft wird.

Auf Französisch gibt es die schöne Redewendung „*éталé au grand jour*“; dies bedeutet „in aller Öffentlichkeit breitgetreten“. Wortwörtlich ist davon die Rede, etwas auf den großen Tag auszubreiten (der Grand Jour war eine öffentliche Staatsversammlung). Diese neue Medienöffentlichkeit ist ein *grand jour*, ein zu großer „Tag“, der die Tage normaler Menschen weit übersteigt. Das Journal ist heute auf diesen inszenierten *grand jour* ausgelegt, der nichts mit dem All-Tag zu tun

hat und so nach und nach den Alltag, jedermanns Tagwerk, untergräbt. Der künstliche grand jour der Journalle stellt falsche Forderungen und macht somit taub für die wirkliche Forderung des Tages, die uns persönlich gilt. Dabei beziehe ich mich auf folgende Erkenntnis Johann Wolfgang von Goethes:

Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.¹⁷

Wie sähe ein Journal aus, das gutem, realistischem Tagwerk entspräche? Es ist sicherlich dünner, handlicher, beschränkter. Das Näherliegende liegt näher. Berichte *berichten* Wesentliches, sie erwähnen nicht bloß summarisch Geschehnisse. Die Relevanz für den Alltag des Lesers steht im Vordergrund, wenn es sich um ein Informationsmedium handelt. Dieser Alltag ist nicht gering zu schätzen: Wie wir leben, wohnen, essen, uns kleiden, miteinander umgehen, ist und bleibt wichtiger als die Presseaussendungen von Politschauspielern,

auch wenn das die Regisseure belächeln mögen. Wo von Politik berichtet werden soll, da geht es um die Taten der Politschauspieler, nicht um ihre Worte. (Über Gesetzgebung zu berichten ist freilich mittlerweile so langweilig, daß nicht einmal mehr Parlamentariern der Sinn danach steht. Moderne Gesetzeskonvolute werden ungelesen *verabschiedet*.) Geht es um Unterhaltung, so erfolgt diese kultiviert: der Kultur und insbesondere dem Schönen wird selbst in Text und Bild Raum geboten, nicht Berichten über vermeintlich hochkulturelle Happenings. Auch Informationsschriften finden heute noch ihre Käufer, aber sicher keine skalierbare Massennachfrage. Dann wäre es eben besser, ehrlich zu sein, und den Massen zumindest ordentliche Unterhaltung zu bieten. Das hieße Verbannung der Schlagzeilen aus Massenmedien, statt dessen ganzseitige Bilder, Comics, Spiele ... wittert der Leser Ironie? Sie steht mir nicht im Sinn. Man erinnere sich an meine Bemerkungen zum Spielen: die Unterhaltung der Erwachsenen, die keine Kinder mehr sein dürfen, benö-

tigt eben Alibis – und das ist der eigentliche Grund, warum die Tageszeitungen und Nachrichtensendungen voll von seriösem Bullshit sind. Wenn die Nachrichtensprecherinnen barbusig Witze erzählen würden, wäre es zumindest ehrlicher und harmloser. Sobald die Verzerrungen des Marktes nicht mehr finanzierbar sind, wird sich aber vermutlich das Angebot bald der Nachfrage anpassen. Und dabei werden die Massenmedien endlich wieder all den möglichen Nischenmedien Platz lassen. Sinnvoller als das Abonnement einer Tageszeitung wäre es etwa, wenn einige hundert Leser einen besonders geeigneten und ihnen vertrauenswürdigen Journalisten finanzieren, der für sie aus der Informationsflut das Relevante filtert, zusammenfaßt und wo nötig selbst recherchiert oder zukaufte.

Andreas Unterberger versucht sich genau darin, und dafür hat er die größte Anerkennung verdient. Da die Millionen Euro bisher noch nicht den Weg zu ihm gefunden haben, mit denen er eine „professionelle“ liberal-konservative Wochenzeitung ins Leben rufen

würde, sah er sich genötigt, es ganz im Kleinen zu probieren. Ideologisch unierte Meinungsmagazine halte ich ohnehin für langweiliger und unwirtschaftlicher als zumindest auf eine Persönlichkeit zugeschnittene Meinungsmedien. Unterberger lancierte einen Spendenaufruf auf seinem Weblog¹⁸, der schon einigen Erfolg nach sich zog, und auf den nun Online-Abonnements folgen könnten. Vielleicht gelingt es dem Urgestein des österreichischen Journalismus tatsächlich, die gähnend langweilige Jungjournalle in Sachen Innovation und Zeitgemäßheit abzuhängen; er hätte es verdient. Für mich persönlich zieht das bloggende Beißen nach tagesaktuellen Happen zu viel Verbissenheit nach sich.

Bürgerliches Vermögen

Unterberger beklagt, so wie viele, daß eine Finanzierung unabhängiger Medien schwierig bis unmöglich sei. Das ist nicht nur bei Medien so. Insgesamt ist zu konstatieren, daß, all dem Gerede um die riesigen gebunkerten Privatvermögen zum Trotz, private Financiers sel-

ten sind. Das hat sicherlich historische Gründe. Georg Gaugusch gab mir in dieser Hinsicht wertvolle Hinweise. Er ist ein junger Unternehmer, der eines der schönsten Geschäfte Wiens führt: den Stoffladen Wilhelm Jungmann & Neffe bei der Albertina.¹⁹ Nebenbei und mit viel Muße ist Georg Gaugusch ein herausragender Historiker. In den Archiven des noblen Familienladens fand er soziologisch hochinteressante Kundendaten, die Rückschlüsse auf die Geschichte des gehobenen Bürgertums zulassen. So befaßt er sich mit der genealogischen Bürgertums- und Adelsforschung und hat schon einige Veröffentlichungen in diesen Bereichen vorzuweisen. Georg war bei uns im Institut für Wertewirtschaft zu Gast, um über seine Erkenntnisse zu erzählen. Dabei wurde deutlich, daß hinter der plötzlichen Explosion des Wiener Geisteslebens ökonomische Gründe standen. Allein aus meinen zahlreichen Verweisen sollte deutlich sein, daß Wien bis zum Wahnsinn des letzten Jahrhunderts – leider nur für relativ kurze Zeit – der geistige Nabel der Welt war. Die Konzentration genia-

ler Denker war beeindruckend. Georg Gaugusch hat die dahinter stehenden Familien analysiert und kommt zu interessanten Schlüssen. Jener Teil des Bürgertums hatte durchwegs „migrantischen Hintergrund“, wie man heute politisch korrekt sagt, und zeichnete sich durch besonders starke Vermögenszuwächse aus. Die unternehmerisch erwirtschafteten Vermögen boten eine unabhängige Finanzierungsbasis, die es erlaubte, insbesondere in Hinsicht auf den Nachwuchs die Oberschichten zu imitieren, ohne ihren Zwängen folgen zu müssen. Es ist interessant, daß Unternehmer für ihre Kinder oft Akademikerkarrieren forcieren. Dies scheint an Minderwertigkeitskomplexen zu liegen.

Jedenfalls war die Grundlage der Explosion unabhängiger Geister offenbar eine frühere Explosion der Vermögen unabhängiger Schichten. Dies wirft ein weiteres schlechtes Licht auf das momentane neiderfüllte Schielen in den Massenmedien auf vermeintlich große Vermögen, die nicht hinreichend besteuert seien.

Nach den Weltkriegen war vom Bürgertum praktisch nichts mehr übrig. Im Zuge des Wirtschaftswunders scheint zwar ein neues entstanden zu sein. Doch dieses hat mit dem früheren kaum etwas gemein. Die Vermögenszunahme war zu einem großen Teil Boom-induziert. Das bedeutet, die größten Vermögen wurden im staats- und bankennahen Sektor erwirtschaftet. Die meisten heutigen Vermögenden in Europa haben daher staats- und bankennahe Interessen, von Unabhängigkeit kann da kaum die Rede sein. Zwar stieg der Wohlstand des Mittelstandes, doch dieser ist keine eigentliche soziologische Schicht, sondern eine bloß statistische Gruppierung. Das frühere Großbürgertum legte eine eigene Kultur an den Tag, über die eine statistische Gruppe nicht verfügt. Letztere ist bloß Masse, im einzelnen durchaus achtbar, in Summe im besten Falle unbedeutend, im schlechtesten Falle verachtenswert.

Das bedeutet: wer heute Finanzierung für größere neue Projekte sucht, muß entweder die Masse befriedigen oder um Kredite und Subventionen vorstellig werden.

Nur eine Schicht mit Eigenkultur, sehr großen Vermögen und einer geistigen Unabhängigkeit von den herrschenden Strukturen kann Mäzenatentum hervorbringen, selbst wenn es sich nur auf die eigenen Kinder bezieht. Mangelnde Großzügigkeit und mangelnde Gelassenheit gegenüber dem Materiellen, etwa der Hypermaterialismus der Neureichen, verhindern das Eingehen der Wagnisse, die dem wirklich Neuen und Großen eigen sind. Die allgemeine Anerkennung des Großen kann Generationen dauern, das heißt, zu Lebzeiten kann der finanzielle Ertrag ausbleiben.

Aristoteles hält die Bereitschaft zum Mäzenatentum für so wichtig, daß er eine eigene Tugend danach ersinnt: die Großgeartetheit (Megaloprepeia). Diese geht eben über die Großzügigkeit hinaus, indem sie Großes möglich macht. Man kann großzügig, aber nicht großgeartet sein: indem man entweder selbst nicht über die für das Große nötigen großen Mittel verfügen kann oder sich nicht an das Große traut. Nach Aristoteles ist das Große mehr als die Summe von viel Kleinem. Eine gute

Gesellschaft erfordere eben manche Aufwendungen, die das Alltägliche weit übersteigen.

Ich bin ein Freund des Kleinen, aber im Einzelfall – und nur so ist es gemeint – mag Aristoteles schon recht haben. Viele kleine Anstrengungen können unwirksam bleiben, wo nur die große einen Paradigmenwechsel einläuten könnte. Große private Projekte unserer Tage sind entweder unmittelbar über den Markt verzweckt – das heißt sie richten sich nach der Massenskalierung, oder sie sind am Status quo verzweckt, weil die dahinter stehenden Vermögen sich daraus speisen – wenn George Soros die „Demokratie“ fördert, oder Hannes Androsch die „Wissenschaft“ (letzterer bekam den eigens für ihn erfunden Ehrenring der Akademie der Wissenschaften, weil er Geld für Forschungen über die „Festigung des sozialen Ausgleichs“ stiftete). Ohne vermögensstarke, vom Status quo unabhängige Schichten wird es keine großen Schritte in Richtung Systemwechsel geben. Wollen wir hoffen, daß die vielen kleinen Schritte ausreichen.

Das ist sicherlich eine weitere Erklärung für die Attraktivität von Vermögenssteuern. Die Abscheu gegenüber den „Reichen“ wird nur zum Teil durch Neid auf deren Geld gespeist, zum anderen Teil ist es schlicht Neid um die Macht. Politgünstlingen ist das Private deshalb ein Greuel, weil sie befürchten, dort nichts zu melden zu haben. Eine private Universität könnte ja Lehrpläne ohne so wichtige Fächer wie Gendermainstreaming vorsehen, welch Graus!

Vermögen bezeichnet ja im Deutschen schon wortwörtlich jenen positiven Aspekt der Macht: die Fähigkeit, etwas zu schaffen und zu gestalten. Geld ist nur ein Teil davon. In einer materialistischen Zeit freilich ein großer Teil. Vielleicht werden eines Tages Visionen, Wissen, Vorbilder die Menschen eher zu Taten bewegen als Geldscheine. Spätestens dann, wenn letztere wertlos werden. Doch auch Vermögen abseits des Geldes muß man aufbauen, man kann es nicht bloß behaupten.

Daß Vermögen und Reichtum zwei verschiedene Dinge sein können, darauf wies mich Prof. Thomas Druyen

hin.²⁰ Druyen nennt sich einen Vermögensforscher und hat an der privaten Wiener Sigmund Freud Universität einen Lehrstuhl inne. Der Vermögensbegriff umfaßt für ihn neben Materiellem auch Erfahrungen, Kompetenzen, Potentiale; er sei immer auf die Zukunft gerichtet, während Reichtum Vergangenes betont. Diese Fähigkeit zur Zukunftsgestaltung sieht er aber vorwiegend im philanthropischen Mäzenatentum. Ich bin da etwas skeptisch, weil ich bezweifle, daß dem qualitativ wirklich Großen und Neuen so rasch Anerkennung gezollt wird. Als Menschenliebe wird doch meist die Liebe zu den jeweils aktuellen Illusionen der Menschen gewertet – ob bei den alten Griechen oder heute.

Der österreichische Manager Peter Löscher, derzeitiger Vorstandsvorsitzender von Siemens, stiftete etwa 1,8 Millionen Euro für einen Wirtschaftsethik-Lehrstuhl an der Technischen Universität München. Druyen lobt dies, zumal Löscher folgende Begründung lieferte:

Das Leitbild des ehrbaren Kaufmanns müssen wir im globalen Kontext von Märkten und Wirtschaft weiter pflegen, bewahren, vorleben und weitervermitteln.

Bloß: ehrbare Kaufleute werden nicht in Wirtschaftsethik-Kursen geschaffen. Das wäre doch ein allzu naives Mißverständnis der universitären Theorie. Genausowenig bringen Theologie-Kurse Gläubige hervor. Eben weil für den ehrbaren Kaufmann immer weniger Platz ist, deshalb ruft man nach Wirtschaftsethik. Ein Konzern wie Siemens wird nicht dadurch „ethischer“, Wirtschaftsethikbeauftragte anzuheuern. Ist es ein Zufall, daß diese „Philanthropie“ in so enger zeitlicher Nähe steht zum öffentlichen Abwatschen von Siemens für dessen mangelnde „Wirtschaftsethik“? Dies geschah auf der Grundlage der von Wirtschaftsethikexperten gepflegten Unfähigkeit, den Tatbestand der Korruption zu differenzieren, um jenen möglichst viel Raum für öffentliche Bedenken zu geben.

Auch im sozialen Unternehmertum sieht Druyen große Vermögenspotentiale. Dies ist ein notorisch schwieriger

Begriff. Druyen ist so realistisch, hier das Gewinnstreben nicht auszuschließen, im Gegenteil: soziales Unternehmertum bestehe gerade darin, mit dem Lösen sozialer Probleme Geld zu verdienen. Doch muß das nicht jedes erfolgreiche Unternehmen tun? Nach den heutigen akademisch genährten Illusionen wäre es „unsozialer“, den Menschen günstigere und bessere Lebensmittel zu bieten als ihnen Kredite aus Steuergeldern anzudrehen – um mir einen Seitenhieb auf den Inbegriff des „sozialen Unternehmers“ zu erlauben.²¹

Eben aufgrund dieser Probleme bietet hier Prof. Druyen mit seinem Vermögensbegriff einen guten Ansatz. Er spricht von der Notwendigkeit einer Vermögenskultur. Daß Reichtum nicht Vermögen ist, sieht man etwa daran, daß 75 Prozent der Lottogewinner nach drei Jahren materiell schlechter dastehen und unglücklicher sind als vorher. Daher ist der Umverteilungsmaterialismus auch eine so verhängnisvoll dumme Idee. Ihre Popularität folgt demselben Irrtum wie die Lottoillusion, ihr größter Profiteur ist wie beim Glücksspiel die

Staatsfinanz. Der Umverteilungsstaat ist ein Lottostaat: die Masse überschätzt systematisch ihre Gewinne, im Schnitt verdient nur einer. Dabei ist die Staatsorganisation selbst das beste Beispiel für unermesslichen Reichtum bei dürftigstem Vermögen.

Geld oder Leben

Die Betonung des Vermögens führt bei Druyen naturgemäß dazu, daß er nicht nur den Mäzen, sondern insbesondere den Unternehmer in die Pflicht nimmt. Die Verantwortung für den gesellschaftlichen Wandel sei dort am größten, wo das größte Vermögen vorhanden sei. Das Problem ist jedoch dasselbe wie beim Kapitalbegriff, den ich öfters diskutiert habe: Sobald wir uns von statischen Größen verabschieden, kann man – wenn überhaupt – nur noch im Nachhinein urteilen. Die Reichsten müssen nicht die Zukunftsvermögendsten sein. Finden wir entsprechend großes Vermögen bei heutigen Unternehmern?

Meine Analyse über den Unternehmer hat einigen Widerspruch ausgelöst, weil sie deutlich unternehmerkritische Züge hat. Ich habe mir damit natürlich etwas die soziale Basis untergraben, denn das Überhöhen des Unternehmers verspricht gerade in Zeiten der Eingenkung unternehmerischer Spielräume en vogue zu werden. Der Unternehmer ist allerdings nur nach Zwecken klar definierbar, geht man den Gründen auf den Grund, so wird es schwammig. Der Unternehmer erscheint von Anfang an nämlich als jene nüchterne Figur, der kein höherer Grund genug ist, wo der weltliche Zweck fehlt. Ein schönes Beispiel für diese Figur liefert der Prolog zu Goethes Faust, an den mich Eugen erinnerte. Dabei verwendet Goethe das Stilmittel des Metadiskurses. Der Theaterdirektor debattiert mit dem Dichter Sinn und Zweck der Inszenierung, wobei letzterer den Sinn, ersterer den Zweck betont. In der Oper nennt man die Funktion eines solchen Direktors Impresario, was nicht zufällig die italienische Entsprechung von Entrepreneur

ist. Der Goethesche Direktor spricht ganz „unternehmerisch“:

DIREKTOR: [...]

Sagt, was ihr wohl in deutschen Landen
Von unsrer Unternehmung hofft?
Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen:
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
Bei hellem Tage, schon vor vieren,

Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht
Und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o tu es heute!
DICHTER:

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.
Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. [...]
DIREKTOR:

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß Euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es Euch doch zerpfücken.
DICHTER:

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei!
Wie wenig das dem echten Künstler zieme!
Der saubern Herren Puscherei
Ist, merk ich. schon bei Euch Maxime.

DIREKTOR:

Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt:
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,

Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, Ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin, für wen Ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale. [...] ²²

Die Genialität von Goethes Faust liegt darin, so viele gesellschaftliche Phänomene seiner Zeit, manchmal gar prophetisch, zu streifen. Eben liefen wieder Inszenierungen der zwei Teile im Wiener Burgtheater; ich konnte nur Karten für den zweiten ergattern, darum war mir der Prolog zum ersten schon in Vergessenheit geraten. Die Inszenierung war gewohnt modern, blieb jedoch, von großen Kürzungen abgesehen, bei der Vorlage und überraschte positiv. Die technischen Hilfsmittel verwirrender digitaler Projektionen taten dem verworrenen Stoff gut, der das Irrlichern der Gegenwart vorwegnimmt. Die großartige, sehr prophetische Passage zum mephistophelischen Papiergeld wurde mit zündender Aktualität umgesetzt – und hat dem Publikum

wohl mehr Ökonomie vermittelt als alles Expertengewäsch in den Journalen, deren negativer Beigeschmack ja gerade eben schon am Ende des Prolog-Zitats angedeutet wurde. Nur ist es heute nicht „gar mancher“, dessen Erwartungshaltung am inszenierten *grand jour* ausgerichtet ist, sondern die Masse, deren Anspruch an *newsworthiness* in greuelhafte Dimensionen gesteigert wird.

Der Impresario ist nüchtern genug, sich darauf einzustellen. Dem Dichter kann er nur mit Mühe verständlich machen, daß er nicht vor leerem Theater spielen kann. Jener fürchtet aber die Zwecke und Abgeschlossenheiten des gegenwärtigen Moments; nicht für ein heute volles Theater will er schreiben, sondern für ein zeitloses Publikum, das zum größten Teil noch nicht geboren ist. Wer hat das größere Vermögen? Dieses Dilemma ist uralt und viele ideologische Polarisierungen liegen ihm zugrunde. Der Fehler liegt darin, das Dilemma einseitig aufzulösen. Jeder wahrhafte Wandel

muß diese Spannung in sich tragen – jene Spannung zwischen Realität und Ideal, von der ich oft schrieb.

Der Unternehmer, der guter Kaufmann ist, wenn er der Nüchternheit der Zwecke folgt, läuft Gefahr, sich allzu sehr an gegenwärtigen Bedürfnissen und Signalen zu orientieren. Der Idealist hingegen kann leicht einer gehässigen Realitätsfeindlichkeit aufsitzen, die überall Feinde des Wahren und Guten am Werke sieht.

Dieses Dilemma haben die historische Linke und Rechte einseitig aufgelöst. Werner Sombart sprach vom Gegensatz zwischen Helden und Händlern.²³ Der deutsche romantische Idealismus hätte ein gutes Korrektiv werden können zum Pragmatismus seiner Zeit. Doch eben weil die Zeit zu pragmatisch war, ließ er sich nicht spielerisch deuten, sondern nur in verbissener Ernsthaftigkeit. Adolf Hitler, ein extremer Pragmatiker und Opportunist, mißbrauchte die Romantik für seine Zwecke, als er die heldischen Tugenden anrief und jeden Einwand als krämerischen Egoismus abat.

Die Überhöhung des zweckhaft Unternehmerischen halte ich für eine ebensolche Einseitigkeit. Der Erfolg, mit einem Produkt momentan gute Spannen zu erzielen, wird dabei viel zu ernst genommen. Ich verstehe das gut, weil gegenüber dem häufigen Belächeln des Unternehmers auch ich oft dessen Recht einfordere, ernst genommen zu werden. Er darf sich aber eben nicht selbst zu ernst nehmen und das, was ihm momentan zufließt, als großes Vermögen deuten. Das ist eben jene Verzweckung, die Mittel zu Zwecken erhebt: Der Absatz und Umsatz, der Profit, die Anerkennung, die Prominenz in den Journalen, die aktuell konzedierte „Innovativität“ und „Fortschrittlichkeit“, all das finde ich nicht sonderlich beeindruckend.

Unser Institut ist freilich auch ein kleines Unternehmen, war auch immer so konzipiert, um selbst an diesem Dilemma wachsen zu können und es verstehen zu lernen. Ohne eine ernsthafte Nüchternheit bleibt es ewige Träumerei, ohne Träume verkommt es zum langweiligen Zweckbau. Wenn man diesen Seiltanz

vollführt, kommt man relativ oft ins Wanken. Das, was mehr Anerkennung, Einkommen, Bekanntheit zur Folge hat, entspricht nicht immer dem, was der eigenen Überzeugung und Berufung am ehesten entspricht.

Ein intimes Beispiel: Unsere neuen Räumlichkeiten sind etwas kleiner (aber schöner, wie ich finde), die Besucherfrequenz unserer monatlichen Veranstaltungen wäre etwas zu groß. Da wir uns als Schule im ursprünglichen Sinn verstehen, müssen wir das auch leben, um es zur Wirklichkeit zu machen. So lag es nahe, eine wöchentliche Veranstaltung auszuprobieren, die naturgemäß pro Termin etwas weniger Besucher hätte und zugleich ein notwendiger Ausbau unserer Lehr- und Forschungstätigkeit im Rahmen des Instituts wäre. Um Abgeschlossenheit und Zwecke zu verringern, sodaß die Muße (griechisch: scholé) mehr Platz hätte, sollte auch das jeweilige Thema nicht bekanntgegeben werden. Mit fixem Thema wird eine Veranstaltung zu einem abgeschlossenen Event, das sich zwar wesentlich besser

bewerben läßt, aber belastende Zweckmäßigkeiten einführt.

Wie ich bereits angedeutet habe, bin ich von folgendem überzeugt: der beste Autor ist von seinen Lesern unabhängig, der beste Politiker von seinen Wählern, der beste Unternehmer von seinen Kunden, der beste Vortragende von seinen Zuhörern. Das bedeutet nicht, daß sie ihnen egal sein sollen. Ich meine jene geistige Unabhängigkeit, mit der ein guter Vortragender die Bühne betritt und sich sagt: auch wenn niemand zuhört, auch wenn es niemandem gefallen sollte, was ich zu sagen habe, ich tue es, so gut ich kann, mit Überzeugung und Leidenschaft. Hier liegt auch das in früheren Scholien skizzierte Dilemma des dienenden Unternehmers. Die Perspektive eines nüchternen Ökonomen wie Ludwig von Mises, der die Realität beschreibt, ist klar: Der Unternehmer hat dem Kunden zu dienen, wenn er überleben will. Aber da gibt es eben auch eine ganz andere Facette der Realität, die dem vollkommen widerspricht: Die besten Unternehmer sehen sich oft

überhaupt nicht als Diener, der Gedanke ist ihnen gar lachhaft; sie sind von ihrem Produkt überzeugt, auch wenn es niemandem gefallen sollte. Diese Begeisterung ist allerdings ansteckend, wenn sie authentisch ist und eine reale Grundlage hat, so löst sich nach und nach der Widerspruch auf: Ideal und Realität gleichen sich an, das Bessere hat seine schwierige Geburt überlebt.

Wir wollten also jede Woche – und das ist ein sehr mutiger Anspruch – Schule sein, unabhängig davon, ob es viele oder wenige sind, die den Wert erkennen, von dem wir überzeugt sind. Und doch waren wir dann kurz etwas ernüchtert, weil die Besucherzahl gering war. Die Ernüchterung resultierte aus einer Unterschätzung einer paradoxen psychologischen Komponente: wo man immer hingehen kann, geht man nie hin. Darum sind Touristen im Ausland immer viel kulturbeflissener als zu Hause. Die Abgeschlossenheit ist ein wichtiges Verkaufsargument, darum ist der Schaffende immer wieder damit konfrontiert, daß sie ihm abverlangt wird. Das Marketing arbeitet mit der künstlichen Verknappung:

nur heute besonders billig! Und das funktioniert ganz ohne Zweifel.

Nun ist man zunächst versucht, dieses Dilemma bei Mißerfolg zu korrigieren: das Produkt, daß den Kunden nicht hinreichend wertvoll erscheint, wird verbilligt und verdünnt. Damit wird es jedoch nicht wertvoller – ganz im Gegenteil.

Wir nehmen den kleinen quantitativen Mißerfolg des neuen Formats nun mit Humor und wollen weiterspielen. Uns macht es Freude, weil es qualitativ noch besser als die früheren, stärker besuchten Termine ist – und damit gar nicht so erfolglos. Der paradoxe, aber wie mir scheint richtige Schluß: die Qualität noch weiter verbessern und noch mehr Seelenruhe hinsichtlich der Besucherzahl gewinnen. Der Wettkampf um Aufmerksamkeit wird immer stärker, das Wiener Abendprogramm ist schon vollkommen übersättigt. Jeder nötigt seine „Netzwerke“ um Validierung durch möglichst zahlreiches Erscheinen. Die Buffets müssen immer üppiger, die Redner immer prominenter, die Säle im-

mer glänzender werden. Gleichzeitig zieht sich die Öffentlichkeit durch knappere Budgets und aggressive Aufmerksamkeitsbewirtschaftung immer mehr zurück. Endlich einen Abend zuhause bei der Familie, Ruhe vor den Zwecken der Welt! Ich empfinde es ja genauso, habe meine Besuche bei Abendveranstaltungen drastisch reduziert, die nun mit dem neuen Zweck des „Networking“ attraktiver gemacht werden sollen. Der Seminarektor ist übrigens jene Branche, die am stärksten durch die Wirtschaftskrise getroffen scheint. Dies ist zwar nur eine Korrektur der vollkommenen Überdehnung des „Seminars“ aufgrund von Verzerrungen durch Subventionen, Verantwortungslosigkeit und Moden. Dennoch trifft es natürlich auch unser Institut in seiner Funktion als „Seminaranbieter“ – zum Glück, denn sonst wäre vielleicht Wesentlicheres gewinnbringenderen Zwecken untergeordnet worden.

Die Veranstaltung, die einen Besuch wert ist, weil sie keine Besucher benötigt – das ist die große Herausforderung. Wie das mit dem unternehmerischen Zweck

einher gehen kann, diese auch ehrlich zu finanzieren, ist eine andere Frage, auf die ich noch keine Antwort gefunden habe. Das Dilemma läßt sich niemals abschließend auflösen. Damit hat der Bildungsbereich seit Anfang zu kämpfen.

Einsame Gelehrte

Dieses Dilemma berührt hier das Selbstverständnis des Gelehrten zwischen weltlichen Zwecken und überweltlichen Ansprüchen. Der unternehmerisch erfolgreiche Gelehrte galt schon den alten Griechen als Sophist, und ihre Kritik ist nicht unberechtigt, wenn man sie als Korrektiv versteht und nicht allzu ernst nimmt.

Im Westen gelang eine Institutionalisierung der Bildung, die in den frühen Universitäten auch eine große kulturelle Leistung darstellt. Bei modernen Bildungsanstalten sehe ich eher Illusionsblasen am Werk. Nicht nur die Bezahlung des Gelehrten konstatiert ein schwieriges und daher interessantes Dilemma, sondern auch dessen Zielgruppe. Der traditionale Zugang war

da sehr selektiv. Im Buddhismus ist dieses strengere Ideal des Gelehrten als Bodhisattva erhalten. Nach Alan Watts ist dessen Ideal nicht, abgesondert von der Welt zu leben:

Er soll *in* ihr, wenn auch nicht *von* ihr sein: eine namenlose Kraft zur Erleuchtung, in der Gesellschaft und durch sie wirkend.

Doch diese Vermittlung richtet sich nicht an alle, sondern nur an sehr wenige:

der Osten betrachtet Weisheit nicht als etwas, das man wahllos allen und jedem mitteilen darf, sondern als das Vorrecht von wenigen, die sich fähig zeigen, sie in der rechten Weise zu verstehen und anzuwenden. Im Westen gilt das Sprichwort »Wissen ist Macht«; und gleichwohl sind wir eifrig bemüht, diese Macht allen möglichen Leuten auszuliefern, ohne Rücksicht auf deren Vertrauenswürdigkeit. Was immer bei solch großzügiger Verbreitung des Wissens Ersprießliches herauskommen mag, es wird mehr als aufgewogen durch den fürchterlichen Mißbrauch ebendieses Wissens, der nahezu allen Problemen der modernen Zivilisation zugrunde liegt. [...] Deswegen hat man sie [die östli-

chen Gelehrten] im Westen oft der Eifersucht bezichtigt, eigennützigen Zurückhaltens ihrer Weisheit vor der Masse, als ob sie fürchteten, ihre Überlegenheit möchte gefährdet sein, falls die Welt hinter ihre Geheimnisse kommen sollte. Allein, das trifft nicht zu. Der Grund ihrer Verschwiegenheit ist vielmehr: Sie haben eine viel größere Achtung und Ehrfurcht vor der Weisheit, als es im Westen gemeinhin der Fall ist; denn während wir unser Wissen wie billige Zeitungsnotizen austreuen, betrachten sie es als den kostbarsten aller Schätze. Um es zu erlangen, muß ein Mensch alles opfern, was er überhaupt besitzt. Er muß bereit sein, auf alle Weise zu zeigen, daß er tatsächlich zu lernen und dann guten Gebrauch von dem Gelernten zu machen wünscht, kurz, er muß beweisen, daß er Weisheit über alles stellt, sie als ein heiliges Pfand betrachtet, das niemals für unwürdige Zwecke darf verwendet werden. [...] Im Orient beurteilt man die Wirksamkeit einer Religion nach ihrer Eignung, eine verhältnismäßig kleine Zahl von völlig erleuchteten Männern hervorzubringen; denn man hält es nicht für möglich, in der Spanne von tausend oder weniger Jahren das Leben ganzer Volksmassen grundlegend zu wandeln. Große soziale Veränderungen werden nicht erwartet. Die Religionen des Ostens befassen sich mehr mit der Er-

leuchtung einiger weniger Menschen als der Gesellschaft im ganzen, denn die Gesellschaft besteht aus Einzelnen und wird erst dann erleuchtet werden, wenn nach Jahrtausenden immer mehr Einzelne sich für die höchste Erkenntnis als tauglich erweisen, bis endlich die erwählten Wenigen zur ganzen Gemeinschaft geworden sind.²⁴

Diese Betonung klingt übertrieben und erscheint mir auch als einseitige Auflösung des Dilemmas. Die Berücksichtigung dieser Seite hilft aber, das Dilemma überhaupt zu verstehen. Denn erst, wenn man die damit verbundene Problematik aus den Augen verloren hat, wird die Einseitigkeit zur Sackgasse.

Wie man im Abendland versuchte, dieses Dilemma aufzulösen, beschreibt besonders eindrücklich Jacques Le Goff in seinem Buch über die Intellektuellen im Mittelalter. Neben dem traditionellen Gelehrten tritt eine nüchternere Auffassung zutage:

Der städtische Intellektuelle des 12. Jahrhunderts fühlt sich als Handwerker, als den anderen Städtern vergleichbarer Fachmann. Sein Fach ist das Studium und die Lehre der Freien Künste. Doch was ist eine Kunst? Sie ist keine Wis-

senschaft, sondern eine Technik. Ars ist τέχνη, sie ist die Spezialität des Professors wie des Zimmermanns oder Schmieds. Nach Hugo von Sankt Viktor wird im darauffolgenden Jahrhundert der heilige Thomas die Konsequenzen daraus ziehen. Kunst ist jede auf die Fertigung materieller oder intellektueller Werkzeuge angewandte vernünftige und rechte Geistestätigkeit; sie ist eine geistige Technik des Machens. Ars est recta ratio factibilium. Daher ist der Intellektuelle ein Handwerker; »unter allen Wissenschaften werden die (Freien Künste) Künste genannt, denn sie setzen nicht nur Kenntnisse, sondern auch eine Leistung voraus, die unmittelbar dem Verstand entspringt, wie beispielsweise die Konstruktion (Grammatik), die Syllogismen (Dialektik), die Rede (Rhetorik), die Zahlen (Arithmetik), die Maße (Geometrie), die Melodien (Musik), die Berechnung des Laufs der Gestirne (Astronomie).«

Als der ins Elend gefallene Abaelard feststellt, daß er unfähig ist, Land zu bebauen, und sich schämt zu betteln, kehrt er zum Professorendasein zurück (scolarum regimen). »Ich kehrte zu dem Fach zurück, das ich beherrschte; da ich unfähig war, mit den Händen zu arbeiten, blieb mir nur übrig, mich meiner Zunge zu bedienen.«²⁵

Da Le Goff eine sehr gute Zusammenfassung des Umgangs mit der Problematik gibt, möchte ich ihn umfassend zitieren (und verweise mit Nachdruck auf das gut lesbare, hochinteressante Buch):

Die erste Frage lautet: Wie soll man leben? Sobald der Intellektuelle kein Mönch mehr ist, für den seine Ordensgemeinschaft sorgt, muß er seinen Lebensunterhalt verdienen. In den Städten sind die Nahrungs- und Wohnungs-, die Kleidungs- und Ausstattungspreise – auch für Bücher – beängstigend hoch. Und mittlerweile ist das Studentenleben besonders teuer, weil es lange dauert.

Es gibt zwei Lösungen für dieses Problem: Salär oder Benefizium für den Magister, Stipendium oder Präbende für den Studenten. Beim Salär gibt es wiederum zwei Arten: Der Magister kann entweder von seinen Schülern oder von der öffentlichen Hand bezahlt werden. Das Stipendium kann die Spende eines privaten Mäzens sein oder eine Unterstützung durch eine öffentliche Institution oder einen Mächtigen.

Diese Möglichkeiten sind mit unterschiedlichen Verpflichtungen verbunden. Die erste grundsätzliche Wahl ist

die zwischen Salär und Benefizium. Im ersten Fall begibt sich der Intellektuelle bewußt in die Rolle des Arbeiters, des Produzenten. Im zweiten Fall lebt er nicht von seiner Tätigkeit, sondern er kann sie ausüben, weil er Privatmann ist. Dadurch wird sein gesamter sozio-ökonomischer Status bestimmt; entweder er ist Arbeiter oder Privilegierter.

Im Zusammenhang mit dieser ersten Entscheidung stehen weitere, von geringerer, aber nicht unwesentlicher Bedeutung. Als Salärempfänger kann er entweder Händler sein – wenn ihn seine Schüler bezahlen – oder Beamter – wenn er von der öffentlichen Hand oder vom Fürsten entlohnt wird – oder *eine* Art Bediensteter – wenn er von der Freigebigkeit eines Mäzens lebt.

Als Pfründner kann er entweder ein Benefizium erhalten, das mit seiner intellektuellen Tätigkeit zusammenhängt und aus ihm einen spezialisierten Kleriker macht, oder er kann mit einem Benefizium ausgestattet werden, mit dem bereits eine andere pastorale Tätigkeit verbunden ist, zum Beispiel in einer Pfarrei oder einem Kloster. Dann kann er nur im Glücksfall seiner intellektuellen Aufgabe nachgehen, möglicherweise sogar

nur unter Vernachlässigung seiner kirchlichen Verpflichtungen.

Seit dem 12. Jahrhundert fielen die Entscheidungen teilweise aufgrund örtlicher oder zeitlicher Umstände, zum Teil auch aufgrund der persönlichen Situation und Befindlichkeit der Betroffenen.

Man kann jedoch Tendenzen feststellen. Die Magister neigen dazu, von dem Geld zu leben, das ihnen die Studenten bezahlen. Diese Lösung hat für sie den Vorzug, daß sie den weltlichen Mächten, Gemeinden, Fürsten, der Kirche und sogar Mäzenen gegenüber unabhängig bleiben. Sie erscheint ihnen selbstverständlich, denn sie entspricht den Gepflogenheiten im allgemeinen städtischen Aufschwung, dem sie sich zugehörig fühlen. Sie verkaufen ihre Wissenschaft und ihre Lehre wie die Handwerker ihre Erzeugnisse. Sie rechtfertigen diese Haltung auf vielfältige Weise. Die Hauptrechtfertigung besagt, daß jeder Arbeit ihr Lohn gebührt. So steht es auch in den Handbüchern der Beichtväter: »Der Magister kann das Geld der Studenten – die *collecta* – als Preis für seine Arbeit und seine Mühen annehmen.« Daran erinnern die Universitätsangehörigen oft, so beispiels-

weise in Padua die Doktoren der Rechte noch im Jahre 1382: »Unserer Meinung nach ist es nicht vernünftig, daß der Arbeiter aus seiner Arbeit keinen Gewinn ziehen soll. Deshalb erklären wir, daß der Doktor, der im Namen des Kollegiums das *Responsum* für die Aufnahme eines Studenten ausspricht, von dem Studenten als Anerkennung für seine Arbeit drei Pfund Stoff und vier Fläschchen Wein oder einen Dukaten erhalten soll.« Daher stammt auch die Jagd der Magister auf ihre schlecht zahlenden Studenten. Der berühmte Bologneser Jurist Odofredus schrieb bereits: »Hiermit kündige ich Ihnen an, daß ich nächstes Jahr die Pflichtvorlesungen mit der gleichen Gewissenhaftigkeit durchführen werde, die ich immer bewiesen habe; doch ich glaube nicht, daß ich außerordentliche Vorlesungen anbieten werde, denn die Studenten sind schlechte Zahler; sie wollen wissen, aber nicht bezahlen, wie schon der Spruch sagt: >Alle wollen wissen, doch keiner will den Preis dafür entrichten.<«

Die Studenten ihrerseits, so entnehmen wir ihren entweder echten oder als Beispiele in Korrespondenzhandbüchern angeführten Briefen, bemühten sich vor al-

lem darum, von ihren Familien oder von einem Wohltäter ausgehalten zu werden.

Die Kirche und insbesondere die Päpste sahen es als ihre Pflicht an, dieses Problem zu regeln. Sie verkündeten das Prinzip der Unentgeltlichkeit der Lehre. Der rechtmäßige Grund für diese Haltung war der Wunsch, auch den armen Studenten die Universität zugänglich zu machen. Ein anderer, der auf einer archaischen Anschauung beruhte und sich auf die Zeit bezog, in der jeglicher Unterricht religiöser Unterricht war, sah die Wissenschaft als Gabe Gottes an, deren Verkauf als Simonie bestraft wurde; für sie war das Lehren integraler Bestandteil der Aufgabe (*officium*) des Klerikers. Der heilige Bernhard hatte in einer berühmten Schrift die Gewinne der Magister als Schandprofite (*turpis quaestus*) bezeichnet.²⁶

Le Goff schließt, daß diese Entwicklung wiederum zu einer einseitigen Übertreibung führte:

Die Scholastik hat der Handarbeit ihren Platz nicht einzuräumen gewußt – ein zentraler Fehler, denn indem sie die privilegierte Arbeit des Intellektuellen isolierte, beteiligte sie sich selbst am Untergraben der Grundlagen

des universitären Standes und trennte gleichzeitig den Intellektuellen von den anderen Arbeitern, mit denen er sich beim städtischen Aufbau solidarisch fühlte. [...] Eines der großen Risiken für die scholastischen Intellektuellen besteht darin, eine intellektuelle Technokratie zu bilden. Ende des 13. Jahrhunderts hamstern die universitären Magister hohe kirchliche und weltliche Ämter. Sie werden Bischöfe, Archidiacone, Stiftsherren, Ratsherren, Minister. Es ist das Zeitalter der Doktoren, Theologen und Rechtsgelehrten. Ein universitäres Freimaurertum träumt davon, die Christenheit zu leiten. Mit Jean de Meung und Boethius von Dacien erklärt es, daß »der Intellektuelle mehr als ein Fürst, mehr als ein König ist«. Roger Bacon ist sich bewußt, daß die Wissenschaft eine kollektive Arbeit sein soll, er denkt an ein riesiges Gelehrtenteam und möchte ebenfalls, daß neben den weltlichen Herrschern die Universitätsangehörigen die Geschicke der Welt lenken. Er fleht den Papst an, die Initiative zur Zusammenstellung dieser Führungskohorte zu ergreifen. Anlässlich des 1264 Pest und Krieg ankündigenden Kometen ruft er aus: »Wie nützlich wäre es für die Kirche gewesen, wenn

jetzt die Beschaffenheit des Himmels von Gelehrten erkundet und den Prälaten und Fürsten bekanntgegeben worden wäre... Es hätte weder ein solches Massensterben noch so viele zur Hölle gefahrene Seelen gegeben.« Ein frommer Wunsch, hinter dem sich eine äußerst gefährliche Utopie verbirgt. Auch dem Intellektuellen muß man sagen: *sutor, ne supra* [Schuster, bleib bei deinem Leisten]. Zwar stimmt es, daß die Wissenschaft in Politik mündet, doch ist es selten gut, wenn der Gelehrte als Politiker endet. [...] Der Universitätsangehörige des ausgehenden Mittelalters hat sich endgültig zwischen der Zugehörigkeit zur Arbeitswelt und der Eingliederung in die privilegierten Gruppen entschieden. Jahrhundertlang wird es im Abendland keinen intellektuellen Arbeiter mehr geben. [...] Zu Anfang, im 12. Jahrhundert, ist der *magister* der handwerkliche Meister, der Leiter der Werkstatt. Der Schulmeister ist ein Meister wie andere Handwerker auch. Sein Titel bezeichnet seine Funktion auf seinem Arbeitsfeld. Bald jedoch wird er zum Ehrentitel. Schon Adam von Petit-Pont herrscht eine seiner Basen an, die ihm aus dem englischen Hinterland nach Paris schreibt, ohne ihn mit dem

begehrten Titel zu grüßen. [...] Die Intellektuellen schließen sich der Meinung derer an, die Handarbeit erneut zutiefst verachten. Dies sollte sich [...] zur Zeit des Humanismus durch die von den griechisch-lateinischen Schriften genährten Vorurteile noch weiter verschärfen. Man ist mittlerweile weit entfernt von jenem Elan, der in den Städten des 12. und 13. Jahrhunderts die Freien und die handwerklichen Künste in gemeinsamer Dynamik vereinte. So vollzieht sich die in der Scholastik drohende Trennung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Technik.²⁷

Unternehmens-Komponisten

Auch was den Unternehmer betrifft, kritisiere ich eine übertriebene Entfernung vom Handwerker, die ihn nach und nach in die Arme des Staates führte. Natürlich darf man auch nicht der gegenteiligen Übertreibung anheimfallen: Es ist kein Selbstzweck, möglichst viel Arbeit selbst zu erledigen. Der geniale Arbeitseinsparer leistet oft mehr für seine Mitmenschen, auch wenn sie ihn im Moment verachten mögen. Und den-

noch, wo es zu gut klingt, um wahr zu sein, ist Skepsis geboten.

Der talentierte Selbstvermarkter Timothy Ferriss landete mit dem Buch *The 4-Hour Workweek* einen Bestseller. Darin beschreibt er in kurzweiliger Form die Strategie, durch gutes Delegieren, Automatisieren und Skalieren Erwerbsarbeit auf ein Minimum zu reduzieren. Das Buch bietet wichtige Inspiration, 9-to-5-jobs an den Nagel zu hängen. Seine wichtigste Empfehlung:

Es gibt zwei synergetische Zugänge, die Produktivität zu steigern [...]: 1. Beschränkte die Aufgaben auf die wichtigsten, um die Arbeitszeit zu verkürzen. (80/20). 2. Verkürze die Arbeitszeit, um die Aufgaben auf die wichtigsten zu beschränken. (Parkinsons Gesetz).²⁸

Mit dem 80/20-Prinzip meint er jene Erkenntnis, die auf den italienischen Ökonomen Vilfredo Pareto zurückgeht: 80 Prozent der Ergebnisse werden von 20 Prozent der Ursachen bewirkt. Das bedeutet eben auch: 80 Prozent des Ertrages werden durch 20 Prozent des Aufwandes erwirtschaftet.

Wie hat es Tim Ferriss geschafft? Er verkaufte im Internet Nahrungsergänzungsmittel, reduzierte die Kundenbetreuung auf ein Minimum durch automatisierte Emails, lagerte alles Mögliche und Unmögliches an Amazon aus und maximierte die Werbung auf eine Weise, die verdächtig nahe am Spam liegt. Als in dieser Hinsicht altmodischer Mensch beeindruckt mich die Maximierung seines Ertrages bei Minimierung seines Aufwandes wenig. Ich stelle eher die Frage: welcher Ertrag, welcher Aufwand? Lieber ist mir die Maximierung des Aufwands, wenn er Freude bereitet, und die Minimierung des Ertrags, wenn er kein guter ist. Und diese amerikanische Begeisterung für künstliche Nahrungsergänzungsmittel ist wirklich ekelhaft. Es gibt kaum Unappetitlicheres als die großen Plastikdosen mit Vitaminpillen, die sich in amerikanischen Haushalten finden. Gesund ist es ganz sicher nicht, es bedient nur die Illusion von Gesundheit. Klar lassen sich solche potemkinschen Produkte leicht über aufwandslose potemkinsche Inszenierungen verkaufen. Potemkinsche

Dörfer nennt man so nach dem historischen Mythos, daß einst der russische Minister Grigory Potjomkin Fassaden aufziehen ließ, um die Zarin damit zu beeindrucken, welch prächtige Dörfer es entlang des Dnjepr gäbe. Es ist eben Fassadenwirtschaft für eine oberflächliche Zeit. Timothy Ferriss zelebriert zwar das Unternehmertum als gerissene Schlauheit, mit möglichst geringem Aufwand möglichst großen Ertrag zu erzielen und so – das verspricht der Buchtitel – schnell zu den Neureichen aufzusteigen. Daß dieses Unternehmertum der Schlauheit allerdings jenes zukunftsfähige Vermögen darstellen soll, daran zweifle ich, es braucht eben auch Klugheit. So meinte ich das in der Unternehmer-Analyse:²⁹ Die Klugheit im Gegensatz zur Schlauheit ist nämlich eine Tugend (*prudentia*), die viel bescheidener auftritt und der in der Regel die Anerkennung versagt bleibt. *Prudent* zu sein, ist nämlich langweilig – weil spielverderberisch vernünftig. Dabei ist es bloß jene Vernunft, die das Spiel nicht zu ernst nimmt, so-

daß man es ohne Reue spielen kann. Denn: *it's only funny until someone gets hurt.*

In etwas gemäßigter Form finden sich die Betonungen und Empfehlungen von Tim Ferriss, die ja durchaus nicht gänzlich ohne Berechtigung sind, auch bei einem deutschsprachigen Promoter des Unternehmertums. Dank der Vermittlung von Hannes Offenbach und Nicole Arnitz, zwei begnadeten Organisatoren, konnte ich Prof. Günter Faltin persönlich kennenlernen, dessen Wirken ich schon länger interessiert verfolge. Faltin unterrichtet Unternehmertum, erkannte aber bald selbst, daß das eigentlich eine fast unmögliche Aufgabe ist. Seine Spitzen gegen die Betriebswirtschaft und die herkömmliche Gründerberatung sind derb, aber sehr richtig. Er versteht sich gewissermaßen als enfant terrible der Unternehmerlehre. Faltin erkannte, daß die klassische Ökonomie im Wesentlichen eine Arbeit am toten Objekt wäre. Man sezieren nur Unternehmensleichen, komme nie zum Lebendigen. Die Universität wäre ein gänzlich ungeeigneter Ort, die Dynamik der

Wirtschaft zu verstehen. Die Professoren haben in der Regel in ihrem Leben noch kein Unternehmen von innen gesehen. Also mußte Faltin zum Praktiker werden: Gegen große Widerstände gründete er selbst von seinem Lehrstuhl aus ein Unternehmen – und wurde zum ersten Unternehmer-Professor Deutschlands.

Interessant ist, daß Faltin nie Professor werden wollte. Er wurde dereinst dazu genötigt, weil die vermeintliche „Linke“ eine plötzliche Nachfrage nach progressiven Professoren auslöste und gezielt nach Spinnern gesucht wurde. Faltin war und ist ein solcher Spinner – zum Glück im positiven Sinne. Es ist ein schönes Paradoxon, daß er, der einst altmarxistischen Kräften so gelegen kam, heute den Marxismus frontal attackiert und für das Unternehmertum Werbung macht. Die Geister, die sie riefen ... Wiewohl Kapitalismus als System ja nicht allzuweit weg vom Marxismus liegt, nur mit dem Unterschied, daß ersterer sogar nach den Maßstäben des „wissenschaftlichen Materialismus“ besser funktioniert.

Prof. Faltin betont, daß das Kapital heute an Bedeutung verloren habe. Dies eröffne großartige Chancen für Unternehmer, denn deren Köpfchen schlage das Kapital nun allemal.³⁰ Leider werde den Kreativsten das Unternehmertum ausgetrieben, indem man traditionell die technokratischen Aspekte überbetone. Der eigentliche Unternehmer sei ein Konzeptkünstler, der wie ein Komponist aus vorhandenen Komponenten Neues schaffe. Dazu müsse er nicht selbst jedes Instrument beherrschen. Buchhaltung, Management, Verkauf, Produktion – eigentlich ließe sich alles an „Profis“ auslagern. Dennoch sei das Unternehmertum ein Hochseilakt. Es mache zwar real keinen Unterschied, ob das Seil zehn Zentimeter oder 20 Meter über dem Boden aufgespannt sei. Der Gründungsberater mag einem Mut zusprechen, daß es doch ganz einfach wäre, die Balance zu halten. Doch welcher dieser Berater sei schon selbst einmal über das Hochseil gelaufen, ein eigenes Unternehmen zu gründen? Psychologisch mache es eben einen großen Unterschied, darum stürzen

auch 80 Prozent der Gründer innerhalb von fünf Jahren ab. Die Gründerberatung gehöre verschrottet, fordert Faltin wütend.

Das Bild des Hochseils ist ein passendes, doch läßt es sich gegen Faltins Zugang selbst anführen. Der Höhenunterschied liegt doch wesentlich darin begründet, wieviel Eigenes man wagt. Der Unternehmer, der kein eigenes Kapital mehr einbringt, sondern nur die „Idee“, ist kein Seiltänzer, sondern allenfalls ein Seilspanner. Es immer leichter, etwas besser zu wissen als etwas besser zu tun.

Die Verheißung, daß es auf Ideen und weniger auf Kapital ankäme, mag ich nicht so recht glauben. Die Vorstellung, daß Ideen knapper wären als Kapital, erscheint mir ganz nach einer Boom-Illusion. Auch Faltin macht diese Erfahrung nicht: Er erzählt, daß er am laufenden Band Ideen zugeschickt bekomme, nur die wenigsten würden jedoch etwas taugen. Beim Kapital sei es schon enger, doch dank seines unternehmerischen Erfolges kann er heute selbst als Investor auftreten. In

der Tat ist er ein Investor mit sehr gutem Gespür, interessanterweise betont er dies nicht – denn es würde seinem Konzept zuwiderlaufen. Wäre er am Ende mehr Kapitalgeber denn Ideengeber?

Nun wandte er mir gegenüber ein, es wären die guten Ideen, die knapp wären. Doch welche Idee gut ist, das sieht man erst im Nachhinein. Entscheidend ist die Entscheidung! Und Entscheiden heißt, ganz nüchtern betrachtet, eben Knappes einzusetzen für Wege, zu denen es unzählige Alternativen gibt. Nur in der Blasenwirtschaft erscheint Kapital überreichlich und alles andere knapp. Die aufgeblähte Kreditmenge sucht immer neue Renditemöglichkeiten: immer neue „Ideen“, wie sich noch etwas Neues irgendwem aufschwätzen ließe.

Ich würdige Faltins Einsatz, dessen Begeisterungsfähigkeit und Realitätsnähe ihn deutlich positiv von anderen Ökonomieprofessoren abhebt, aber seine Betonung, daß es im Unternehmertum mehr Designer bräuchte, wage ich zu bezweifeln. Meine Erfahrung ist eher die,

daß es stets zu viele Ideen und Konzepte gibt, aber daß es an der Durchführung mangelt: weil Kapital fehlt, oder noch schlimmer: Wissen, Fertigkeiten, Geduld, Verlässlichkeit, Nachhaltigkeit, Ehrlichkeit, Spielraum. Die Originalität als Selbstzweck, die stets das Rad neu erfinden möchte, erscheint mir als eine Sprunghaftigkeit, die eben aus diesen Mängeln folgt. Wenn man tricksen muß, werden Unternehmer zu Tricksern. Interessanterweise läßt sich eine Zunahme der oberflächlichen Kreativität von Selbständigen stets dann beobachten, wenn die Rahmenbedingungen schwieriger werden. Die Unternehmer mit dem meisten Köpfchen fand man in sozialistischen Staaten: denn nur die Gerissenen überleben; Kapital ist nie von Dauer.

Prof. Faltins Definition des Unternehmers ist besonders einseitig und löst so mein Mißfallen aus: Unternehmen heißt Skalierbarkeit! Dieses Phänomen habe ich schon oft diskutiert und möchte den Leser nicht langweilen. Faltin sieht diese Skalierbarkeit am ehesten gegeben, indem sich der schlaue Unternehmer auf einen strengen

Funktionalismus beschränke. Es gelte, herauszufinden, wie man die wesentlichen Funktionen mit den einfachsten Mitteln gewährleisten kann. Als Beispiel diskutierte er die Möglichkeit, ohne Kapital ins Hotelgeschäft einzusteigen. Der erste Gedankenstrang führte dazu, die Funktion „Schlafraum“ zu innovativen Schlafsärgen mit Sauerstoffzufuhr zu „verbilligen“. Der Leser erinnert sich an jene Dystopie, die ich in früheren Scholien zum Thema Skalierung andachte. Wer sich mit Ideengeschichte etwas auskennt, der wird mit Erstaunen feststellen, daß Faltins Zugang, der gerne als besonders innovativ dargestellt wird, so neu nicht ist. Seine Betonungen ähneln auf frappierende Weise jenen des Frühsozialismus. Nun ist am Aufgreifen alter Gedanken nichts Schlechtes. Gefährlich ist bloß die Ahnungslosigkeit, Gedanken gänzlich falsch einzuordnen und ihre Prämissen und Folgen nicht zu erkennen.

Sehen wir uns Faltins eigenes unternehmerisches Wirken näher an. Sein erstes und erfolgreichstes Projekt, das ihm die Mittel und die Anerkennung brachte, sei-

nen vielversprechenden Weg der *hands on*-Unternehmerlehre fortzusetzen, ist die Teekampagne. Die Idee hatte er 1979, 1981 begann er mit der Umsetzung. Sein korrekter Gedanke war, daß Teegeschäfte mit ihrem großen Sortiment nur geringe Mengen von jedem Tee beziehen und lagern können. Deshalb mußte es große Preisspannen bei einem möglichen Massenvertrieb geben. Er beschränkte sich auf eine einzige, später zwei Sorten, allerdings vom besten indischen Darjeeling. Die erste Bestellung übernahm ein befreundeter Hamburger Teehändler für ihn. Der indische Teegroßhändler hätte an den verrückten Professor aus Deutschland nur gegen Barzahlung verkauft, dafür hatte er jedoch kein Kapital. Der Teehändler erhielt 60 Tage Zahlungsziel. In diesen zwei Monaten gelang es Faltn, den gesamten Tee, der ihm strenggenommen noch gar nicht gehörte, zu verkaufen, da er ihn günstiger anbieten konnte als der klassische Teekleinhandel.

Besserer Tee zu einem niedrigeren Preis – ist das nicht gutes Unternehmertum par excellence? Mittlerweile

brüstet sich Faltin als größter Importeur von Darjeeling weltweit. Auch in Sachen Marketing war er innovativ: Er verkaufte den Tee zunächst zu zeitlich beschränkten Kampagnen. Dies ist das oben diskutierte Phänomen der künstlichen Abgeschlossenheit und Verknappung. Heute wird laufend über das Internet verkauft.

Ich vermag die Umsetzung zu würdigen, ohne das Ergebnis gutzuheißen. Da der Begriff „gut“ teleologischen Charakter hat, hätte ich so meine Zweifel, ihn hier zu gebrauchen. Ist es die dem Unternehmer wesensgemäße Tüchtigkeit, die hier zum größten Ausdruck kam? Nur auf der Grundlage der Prämisse, daß die geringere Auswahl gleichartiger Massenprodukte bei niedrigerem Preis in jedem Fall der größeren Auswahl überlegen sei. Zeigen die Konsumenten denn nicht, daß ihnen der Tee in der Großpackung lieber ist?

Hier ist mir der reduzierende Funktionalismus zu wenig. Wir können uns glücklich schätzen, daß Wesentliches heute in solcher Masse produziert werden kann, daß wir keine Knappheit mehr empfinden. Doch muß

man hier mit Augenmaß vorgehen. Sinnvoll erscheint es mir, bei Alltagsprodukten wie Toilettenpapier auf Skalierung zu setzen. Es wäre lächerlich, kleine Läden mit hunderten Sorten handgemachten Toilettenpapiers zur individuellen Auswahl zu betreiben, so romantisch der Gedanke auch sein mag. Wenn im Gegenzug aber alles skaliertes Massenprodukt ist, so ist nichts mehr von Wert und alles beliebig ersetzbar. Ist es sinnvoll, besonderen Tee massenweise einzuflieren? Ist der Tee dann noch besonders? Der Fernhandel bezog sich stets auf Luxusgüter, und das erscheint mir angemessener. Man könnte dasselbe bei Wein machen: Einen australischen Qualitätswein als Standard auswählen, die gesamte Produktion aufkaufen und österreichische Konsumenten dazu bringen, nur noch diesen Wein zu trinken und faßweise abzunehmen – mit dem Vorteil, daß er billiger wäre. Ich habe da so meine Zweifel, daß hier der Unternehmer seine wunderbare alchemistische Funktion noch erfüllt, nämlich aus weniger Wertvollem Wertvolleres zu machen. Im Gegenteil könnte es sich

in solchen Fällen um Entwertung handeln, bei der die Profitspannen illusionsbedingt sind. Natürlich ist der massenweise importierte Tee, den alle trinken, billiger als der selbst ausgewählte, doch ist er noch genauso wertvoll – obwohl physisch derselbe? Wiegt das höhere Verdienst am geschaffenen Arbeitsplatz die geringere Identifikation des Massenprodukt-Umpackers im Gegensatz zum leidenschaftlichen Teekenner im Teegeschäft auf? Ich sage nicht, daß die Antwort hier klar und naheliegend ist. Wenn ich mich selbst an der Nase nehme, muß ich gestehen, als billigen Vorrat Packerltee im Supermarkt zu kaufen, und da könnte es wohl in jeder Hinsicht noch besser sein, Faltins Angebot in Anspruch zu nehmen.

Faltin rühmt sich damit, von Tee überhaupt keine Ahnung zu haben und auch kein Teetrinker zu sein. Sein Teeunternehmen macht ihn also nur über den Umweg äußerer, weltlicher Zwecke glücklich: Geld und Anerkennung. Wenn diese wegbrechen, was bleibt dann?

Unternehmerisches Scheitern

Sehen wir uns im Kontrast dazu eine Kleinunternehmerin an, die gescheitert ist, also weder Geld noch Anerkennung bekommen hat. Sylvia Wurmböck, Leserin der Scholien, schreibt mir über ihre Erfahrung mit einem kleinen Lebensmittelladen, der in vielerlei Hinsicht ein Anachronismus ist. Der Verzicht auf Massenprodukte erlaubt keinerlei Skalierung und nur entsprechend geringe Spannen. Zwar jammern alle über das Greißlersterben, aber in den Präferenzen drückt sich dieses Bedauern noch kaum aus. Das ist das Problem des Unternehmers zwischen Ideal und Realität: Die Menschen haben eine Sehnsucht nach etwas, ohne es schon im Handeln ausdrücken zu können. Was macht das Vermögen aus, eine vermeintlich bessere Wirklichkeit zu schaffen? Ist das Scheitern der unmißverständliche Hinweis, daß diese Wirklichkeit gar nicht besser wäre? Das ist sicher falsch, denn nur der Feige scheitert nie – er wagt auch nie etwas. Jede Veränderung ist ein Wagnis und jedes Wagnis bedeutet die Wahrschein-

lichkeit des Scheiterns. Sylvia blickt etwas ernüchtert zurück:

Darüber hinaus glaube ich eigentlich gar nicht, gescheitert zu sein, sondern nur aus Mangel an Ausdauer und infolge des Jänner-Februar-Lochs allgemein im Handel, die Nerven vollends verloren zu haben. Es war auch nicht der 16-18 Stunden Tag welcher mich schaffte, sondern die substanzraubenden, nervtötenden vielen Kleinigkeiten der sogenannten zwischenmenschlichen Beziehungen, die mich kurzfristig völlig hilflos machten. Ich muß schon feststellen, daß wir in einer Zeit der armseligsten sozialen Beziehungen leben, die es wohl je gegeben hat. Die Menschen sind so dermaßen ausgehungert nach metaphysischen Dingen und nicht nach Essen und Trinken, daß ich besser daran getan hätte, mich den ganzen Tag in einen Fauteuil zu setzen und zuzuhören, als ihnen Schinken und Schafkäse zu verkaufen.

Die Anzahl der Ahnungslosen und dummen Fragesteller ist so dermaßen exorbitant gestiegen, daß es alleine gar nicht mehr zu bewältigen ist, all die unsinnigen Fragen zu beantworten. Man ist den halben Tag damit beschäftigt, den Leuten die grundsätzlichen Dinge des Lebens zu erklären, die einfachsten Grundlagen der Küche, der Hygiene etc.

daß ich zu dem Schluß kam, die entgangene Allgemein- und Herzensbildung der Leute können nur Generationen von Großvätern und Großmüttern vom „alten Schlag“ wieder auffüllen, kein Bildungssystem der ganzen Welt kann gutmachen, was ganzen Generationen von Menschen verlorengegangen ist.

Es war für mich entsetzlich mit anzusehen und ständig zu erklären, was früher Mütter, Väter, Omas und Opas oder Lehrherren und -frauen oder gute Chefs erklärt haben. Man ist heute als Mensch und Unternehmer ständig damit konfrontiert, den mangelnden Hausverstand der Leute mitzuorganisieren und bei allem Respekt vor Maturanten oder Studenten, es *kann* einfach nicht sein, daß immer weniger Menschen die Arbeit verrichten, die uns alle ernährt und nährt. Wir haben ein schlimmes Defizit an guten Fachkräften, ja schon alleine an Menschen mit Disziplin, ein bishen Mitdenken und – noch mal – Hausverstand. Wovon um Gottes Willen, wollen wir uns einmal satt essen, wenn es die großen Industriebetriebe, aus welchen Gründen immer, „wegpfeift“ und wenn wir vergessen haben, daß wir aus einem nicht mehr so schönen Apfel vielleicht ein Kompott kochen können? Was machen wir, wenn wir vergessen ha-

ben und/oder zu faul sind, daß wir mit einem Korb hinausgehen können und kiloweise die Äpfel von der Straße zusammenklauben können und aus Wasser, Öl und Mehl einen Teig formen können? Wie wollen wir uns ein Nutztier füttern, wenn wir nicht mehr wissen, womit?

Ich hatte es in allen Bereichen meines Unternehmertums mit absoluten „Nullen“ zu tun; nicht, daß ich die große Allwissende bin [...]. Aber das ist noch nicht alles: ich bin jetzt nach vier Wochen Abstinenz drauf gekommen, daß auch das eigentlich wurscht ist! Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln, heißt es in einem alten Sprichwort. Es kommt auf viel mehr an, als darauf, ein ehrbarer, fleißiger Kaufmann zu sein. Wahrscheinlich sind es wirklich die Beziehungen, die Prostitutions-Meetings, die Geldflüsse, zur rechten Zeit an der rechten Stelle ein Glaserl Prosecco mit der richtigen Person zu schlürfen.....

Ist man so wie ich, nach einem Tag, der um 4.30 h begann, am Abend müde und hat man Sehnsucht nach zu Hause, seinem kleinen Provinzglück und nimmt seine kleine Kassa mit nach Hause, deren Inhalt man gar nicht so viel Bedeutung zumißt, so wacht man eines Tages auf mit der Erkenntnis, daß es im Business um gar nichts anderes geht, als um

das Geld. Man fragt sich, warum hat man sich bloß, wenn einem am schnöden Mammon gar nicht so viel liegt, auf einen Handelsbetrieb eingelassen, warum hat man schon als kleines Mädchen Sachen aus der Küche in einen im Garten eingerichteten Kaufmannsladen verfrachtet und zusammen mit gefundenen Eicheln, Blättern und schönen Steinen, an imaginäre Kunden verkauft ? Warum hat sich beim Anblick historischer Geschäfte weltweit immer das eigene Herz zusammengezogen und warum hat man Zeit seines Lebens auf jedem Bazar, Flohmarkt und beim Altwarenhändler sein letztes Geld gelassen und gestöbert und Zeug nach Hause getragen? Warum ist man so in die Irre gegangen? Warum sprießen aus allen Erdlöchern gigantische Supermärkte und man sieht das alles nicht und eröffnet trotzdem so ein nostalgisches Geschäft? Ist man ein völliger Idiot? Warum hält man fest an einer Idee die zig-fach überholt, antiquiert, von allen als größte Trottelei der Geschichte der ökonomischen Entscheidungen deklariert wird, die privates Geld kostet, die Zeit und Lebensenergie kostet, die blaue Flecke eingebracht hat, bei der man sich verhöhnen, beleidigen, verachten und belächeln lassen muß?

Mit Gottes Hilfe glaubte ich, etwas durchzubringen, was neben mir, doch noch andere Menschen als schön, wertvoll und gut empfinden *müssen*. Es wird mir schon zurückkommen, das Gute, das ich verteile. Einen Schmarren. [...] Mal schauen, was ich weiter mache, mein Feuer für mein eigenes Unternehmen ist noch nicht ganz erloschen, es hat mich trotz allem irgendwie irre glücklich gemacht und ich kann keinem Menschen, der es nicht selbst erlebt hat sagen, wie schön es ist, im Morgengrauen durch eine verschneite Landschaft zu fahren und die letzten Bastionen der einsamen Wölfe zu durchqueren und zu wissen, daß man trotz widriger Umstände in der Lage ist, Großes zu schaffen. Daß man seinen eigenen Willen dermaßen in den Griff bekommt und über sich hinauswächst und auch noch im entscheidenden Moment die Größe hat, zu sagen, ich mache Schluß, ich muß es anders angehen, so bringt es nicht den erhofften, notwendigen Erfolg. Und das, ohne daß man dazu gezwungen wird durch einen Konkurs, bei dem dann noch andere mitgerissen werden und ohne Schulden, an denen ich jetzt noch 5 Jahre zahlen müßte. Allen Empfehlungen von Wirtschaftskapazundern zum Trotz, habe ich nichts fremd finanziert und kann mich derzeit endlich mal in meinem Leben an mein Tischchen zu Hause setzen und

die vor sich hin verstaubenden Bücher alle lesen, die schon lange hier unberührt liegen. [...] fühle ich mich wirklich einmal meinem anderen großen Lebenstraum sehr nahe: der Philosophie - und so hat das Scheitern immer auch einen tollen Nebeneffekt.

Angesichts der hohen laufenden Kosten eines Einzelhandelsbetriebs stellt sich in der Tat die Frage, wie sich dies für niedrigpreisige Güter wie etwa Lebensmittel ausgeben soll, wenn man nicht auf Supermarktniveau hochskaliert. Ich vermute, daß das Fachgeschäft im niedrigen Preisbereich, das keine Luxusgüter, sondern Alltagsgüter führt, unter den gegenwärtigen Bedingungen ausgedient hat. Bei verderblichen Gütern kommt noch die ungeheure Logistik hinzu, denn die Erwartungshaltung der Konsumenten verlangt nach allzeit frischer Ware, auch wenn dafür Unmengen weggeworfen werden müssen. Eine Alternative dazu, das Auskommen durch eine Preisspanne zu erzielen, scheint mir aber möglich: Der Einzelhandel könnte über Vereine durchgeführt werden, bei denen nach dem Clubprinzip Waren zum Einkaufspreis an die Mitglieder abge-

geben werden, wofür ein Mitgliedsbeitrag gezahlt wird. Mehrere hundert Mitglieder könnten auf diese Weise einen Kaufmann ernähren, der ihnen zudem die Lagerung der Waren abnimmt. Das hätte auch steuerliche Vorteile. Dieses Gebührenmodell würde jedoch ein großes Vertrauen voraussetzen – mehr noch als in den Kaufmann ein Vertrauen in die eigene Entscheidung, denn für den jeweiligen Zeitraum muß man dann auch dabeibleiben und nicht ständig darauf schielen, ob man es anderswo nicht doch noch billiger und besser bekäme. Ein ähnliches Modell wäre das des persönlichen Einkäufers oder Einkaufsberaters. Angesichts der Überforderung der meisten Konsumenten bin ich überzeugt, daß solche Dienstleistungen Potential haben. Das dazu nötige Vermögen bestünde darin, gute Einkaufsentscheidungen zu treffen und eventuell sogar ein eigenes Produzentennetzwerk aufzubauen.

Nach Prof. Faltins Zugang ist Sylvia keine Unternehmerin, und doch verspürte sie den Sinn, der dem Unternehmer gerne zugesprochen wird. Natürlich ist es

besser, nur vier Stunden pro Woche an Sinnlosem zu werken als 40 Stunden. In letzter Konsequenz führt dies aber zur letzten „Profession“ des letzten Menschen: Berufswunsch „arbeitslos“. In einem vor längerer Zeit durch die Massenmedien gegangenen Filmausschnitt gab das eine Hauptschülerin zur Antwort.³¹ Als ihr dämmerte, daß es womöglich noch besser wäre, etwas Sinnvolles als bloß nichts Sinnloses zu tun, ergänzte sie den alternativen Berufswunsch: Superstar. Die Mädel wurde als besonders dumm interpretiert. In der Tat ist sie vermutlich überdurchschnittlich intelligent, worüber ihre soziale Schicht täuscht. Das Gegenstück zur Sinnleere ist die Sinnillusion. Die schöne Devise *Do what you want and the money will follow* stimmt nämlich nicht immer. Der Erfolg kann zu spät erfolgen. Oder das *what you want* wird mißverstanden als beliebiges *tu, was dir Spaß macht*. Die Massenmedien vermitteln, daß der Erfolg ohne eigenen Beitrag die Regel ist. Daß der Spaß selbst zielführend ist. So kommt es, daß sich Massen von Kindern, die keinen geraden Ton herausbrin-

gen, bei Casting Shows bewerben, um Superstar zu werden. Und sie tun es nicht als Spiel, sondern mit einem Todernst, der leicht in traumatisierende Panik und Hysterie umschlägt.

Faltin meint, daß man das Unternehmertum als spaßige Angelegenheit darstellen müsse. Auch das bezweifle ich. Komponisten können noch so viel Spaß haben, in einer unmusikalischen Gesellschaft wird ihre Komposition niemals zur Aufführung kommen. Dann braucht es eben doch den Impresario, der knappe Mittel aufbringt, um die letzten Musiker zu einem konkreten Orchester zusammenzubringen – nicht bloß zu einer „Idee von Orchester“. Wir beobachten schon jetzt ein massives Auseinandergehen der Kosten für Profis und den Einkommen des Durchschnitts. Daher meine Zweifel, daß der Unternehmer, reduziert auf seine Gerissenheit, das Vermögen aufbringen wird, einen Wandel zu bewirken. Jetzt klinge ich wieder zu ernst, aber nur weil ich gegen falschen Ernst anschreibe. Wenn das Unternehmertum der Zugang des spielerischen Ausprobierens von Ideen

sein soll, dann nur zu! Dann nehme ich das Scheitern nicht allzu ernst, es ist notwendig und nicht das Maß aller Dinge. Dasselbe gilt dann aber auch für den Erfolg: die Ergebnisse nehme ich ebenfalls nicht allzu ernst. Große Profite, große Umsätze, großes Wachstum beeindrucken mich wenig. Wichtiger ist stets das Spiel an sich: macht es Freude, schafft es Freunde, ist es sinnvoll oder nur zweckmäßig? Je mehr das Unternehmertum verunmöglicht wird, desto mehr wird wohl gefördert werden, daß Arbeitslose forciert Unternehmer spielen. Dann beraten wir uns alle eines Tages „selbständig“ dabei, wie wir uns gegenseitig „kreativ“ über das Internet Massenprodukte verkaufen können, die uns nicht gehören, die wir nicht produzieren und uns bald nicht mehr leisten können, und nennen uns noch stolz Unternehmer, die weder Kapital, noch Fertigkeiten benötigen. Daß wir unser Köpfchen dabei bloß nicht überschätzen, das könnte sich nämlich als Hirngespinnst erweisen.

Endnoten

¹ Drucker, Peter F. 1957. The New World-View (aus: The Landmarks of Tomorrow.) In: Ders. 2003. A Functioning Society. New Brunswick/London: Transaction Publishers. S. 154.

<http://tiny.cc/drucker1>

² Spinoza, Baruch. Ethik, I. Teil, Appendix.

<http://tiny.cc/baruch1>

³ Aristoteles. Nikomachische Ethik, Buch I., Kap. 1. Nach der Übersetzung von Franz Dirlmeier (1957), S. 5; Buch I. Kap. 5., S. 13; Buch I. Kap. 6., S. 15.

<http://tiny.cc/dirlmeier1>

⁴ Mises, Ludwig von. 1940. Nationalökonomie. S. 65ff

⁵ Ebd, S. 68f

⁶ Bettelheim, Bruno. "The Importance of Play". In: *The Atlantic Monthly*, March 1987, pp. 35–46

<http://tiny.cc/bettelheim>

⁷ <http://tiny.cc/kreativitaet> (Kommentar auf standard.at)

⁸ Jung, Carl Gustav. 1936. Psychologie und nationale Probleme. Englischer Vortrag, gehalten am 14. Oktober 1936 am Institute of Medical Psychology, Tavistock Clinic, London. In: Ders. 1995. Das Symbolische Leben: Verschiedene Schriften, Teil 2, Gesammelte Werke, 18. Band. Solothurn/Düsseldorf: Walter Vlg. S. 610.

<http://tiny.cc/jung3>

-
- ⁹ Mencius Moldbug. „OL8: a reset is not a revolution“. 5. Juni 2008. In: Unqualified Reservations. Weblog. <http://tiny.cc/mencius>
- ¹⁰ Kuehnelt-Leddihn, Erik von. 2000. Weltweite Kirche. Begegnungen und Erfahrungen in sechs Kontinenten 1909-1999. Stein am Rhein: Christiana-Verlag. S. 145f.
- ¹¹ Ivan Illich. 2003 (1971). Entschulung der Gesellschaft. München: C.H. Beck. S. 50. <http://tiny.cc/illich1>
- ¹² Berman, Harold J. 1995 (1983). Recht und Revolution. Die Bildung der westlichen Rechtstradition. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 63. <http://tiny.cc/berman>
- ¹³ Gottlieb, Robert. „The Strange Case of Dr. B.“ In: *The New York Review of Books*, February 27, 2003. <http://tiny.cc/gottlieb>
- ¹⁴ Pollak, Richard (1997). The creation of Dr. B: a biography of Bruno Bettelheim. New York: Simon & Schuster.
- ¹⁵ Pressfield, Steven. 2003 (2002). The War of Art. New York: Warner Books. S. 152. <http://tiny.cc/pressfield>
- ¹⁶ Drucker, Peter F. 1969. From Information to Communication. In: Ders. 2003. S.185. <http://tiny.cc/drucker1>
- ¹⁷ Goethe. Maximen und Reflexionen, Nr. 442.
- ¹⁸ <http://www.andreas-unterberger.at/> Weblog des Journalisten.

-
- ¹⁹ <http://www.feinestoffe.at/> Netzauftritt der Firma Wilhelm Jungmann & Neffe.
- ²⁰ Druyen, Thomas. 2007. Goldkinder: Die Welt des Vermögens. Murmann Verlag. <http://tiny.cc/druyen>
- ²¹ Siehe die Analyse Mikrokredite des Instituts für Wertewirtschaft. <http://tiny.cc/mikrokredite> (pdf)
- ²² Goethe, Faust I, Prolog.
- ²³ Sombart, Werner. 1915. Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. München/Leipzig: Duncker & Humblot. <http://tiny.cc/sombart>
- ²⁴ Watts, Alan. 2008. Vom Geist des Zen. Frankfurt/M: Insel Verlag. S. 102–107. <http://tiny.cc/watts1>
- ²⁵ Le Goff, Jacques. 1998. Die Intellektuellen im Mittelalter. Dtv. S. 67f. <http://tiny.cc/legoff>
- ²⁶ Ebd. 103f
- ²⁷ Ebd., 115f, 126f, 132, 137
- ²⁸ Ferriss, Timothy. 2009. The 4-Hour Workweek: Escape 9-5, Live Anywhere, and Join the New Rich. Crown. <http://tiny.cc/ferris>
- ²⁹ Siehe die Analyse Unternehmer des Instituts für Wertewirtschaft. <http://tiny.cc/unternehmer> (pdf)

³⁰ Faltin, Günter. 2010. Kopf schlägt Kapital. Die ganz andere Art, ein Unternehmen zu gründen. Von der Lust, ein Entrepreneur zu sein. Hanser. <http://tiny.cc/faltin>

³¹ <http://tiny.cc/arbeitslos> Berufswunsch einer Hauptschülerin. YouTube-Video